



Berlin, den 26. Oktober 1901.

Berliner Leiden.

„Sie haben gut reden“, sagte der dicke Herr und riß die Importbinde von der sehr langen, sehr dunklen Cigarre. „Sagen Sie aber mal erst zwischen Mirbach und Singer in der Klemme, rechts die Aussicht auf das Schloß, links die Schreier, dann werden Sie merken, daß wir auch nicht auf Rosen tanzen. Wer trägt die Verantwortung? Wir. Wer hat für das Wohl der Stadt zu sorgen? Wir. Und wer wird von allen Seiten angegriffen? Wir. Gewiß wäre es bequem, Alles bis zum Konflikt zu treiben und zu sagen: Wir machen im Rathhaus, Unter den Linden, im Friedrichshain, was uns gefällt. Dann wären wir die großen Männer mit dem steifen Rückgrat und bei allen Demagogen beliebt. Was aber käme schließlich heraus? So weit wie Zubeil und Stadthagen können wir als Monarchisten doch nicht gehen. Und die Behörden würden uns auf Schritt und Tritt chikaniren. Ist ein Märchenbrunnen so viel werth? Wir haben, als Vertreter der Haupt- und Residenzstadt, Pflichten und müssen auf gute Beziehungen zur allerhöchsten Stelle halten. Das sind wir einfach den Bürgern schuldig. Natürlich ist heutzutage eine undankbare Rolle. Alle Witzeblätter fallen über uns her. Man darf schon gar nicht mehr sagen, daß man Stadtverordneter ist, und muß froh sein, wenn man im November nicht wiedergewählt wird. Als Trost bleibt uns nur das Gefühl der erfüllten Pflicht. Die Politik der größten deutschen Kommune kann nicht im Ton der Volksversammlungen getrieben werden. Wir werden immer getadelt. Warum greift Keiner die straßburger Professoren an, die sich doch auch nicht gerührt haben, als ihnen Herr Spahn, wider ihren Willen, in die Fakultät gesetzt wurde? Die hätten nichts riskirt; höchstens ihr afa-

demisches Amt. Wir aber! Und am Ende haben wir doch bewiesen, daß wir, wo es drauf ankommt, Rückgrat haben. Den gewählten Bürgermeister lassen wir, trotzdem ihm der König die Bestätigung verjagt hat, nicht fallen. Und der Königin haben wir, seit ihr Oberhofmeister uns einen unfreundlichen Brief geschrieben hat, nicht zum Geburtstag gratulirt.“

Der Andere lächelte. „Das ist ja eben. Viele Leute, die sich vor aller Demagogie die Nase zuhalten, finden, Ihr Mannesmuth bethätigte sich selten an der richtigen Stelle. Ist etwa eine Heldenleistung, einer Frau, in der Sie von Ihrem Standpunkt aus doch die erste Dame des Reiches sehen müssen, den Glückwunsch zu weigern? Den Brief des Oberhofmeisters mußten Sie schroff kritisiren und gegen die Frau des Kaisers so höflich bleiben, wie die Konvention es verlangt. Auch im Fall Kauffmann waren Sie nicht gut berathen. Sie haben nicht das Recht, einen Bürgermeister zu wählen, sondern dürfen nur einen Ihnen passenden Kandidaten vorschlagen, den der König nach Belieben ablehnt oder ernennt. Ihren Herrn Kauffmann hat er abgelehnt. Das war sein Recht. Und dem Oberpräsidenten gebot die Pflicht, die Thatsache, daß Sie den selben Kandidaten noch einmal vorgeschlagen hatten, nicht erst zur Kenntniß des Königs zu bringen. Der unzweideutige Wortlaut des Gesetzes wies ihm den Weg; und er hatte die Lacher auf seiner Seite. Zum Lachen waren selbst die Ernsthaftesten gestimmt, als die laut angekündete Demonstration an der Vorschrift der Städteordnung scheiterte, die Sie stets als die werthvollste Errungenschaft politischer Kämpfe gepriesen hatten. Gegen Ihren Grundsatz, jeden Konflikt mit dem König zu vermeiden, ist nichts einzuwenden. Sie handeln, wie Sie müssen. Sie sind gewählt, um die Interessen einer Klasse zu vertreten, die von der Gunst des Monarchen viel zu hoffen, von seinem Zorn noch mehr zu fürchten hat. Wenn Sie sich nur endlich bequemem wollten, die alte Demokratenmaske abzulegen! Dann wären Sie vor den Witzblättern sicher. Das demokratische Ideal ist Ihnen längst ja lästig geworden. Gegen jede Erweiterung des Wahlrechtes, auf dem Ihre Oligarchenherrschaft beruht, sträuben Sie sich und zittern vor jeder Häufung sozialer Pflichten. Was man ist, soll man aber auch zu scheinen wagen. Wozu erst der Lärm und die grimme Geberde, da sie doch immer nachgeben wollen, nachgeben müssen? Das allein zieht Ihnen Hohn und Verachtung zu. Wir Alle haben, seit wir erwachsen, gehört, Sie seien die starken Männer, die trotzigen, stolzen Bürger, die, ohne je in die Gnadensonne emporzublinzeln, stracks ihres Weges gehen. Der Freiheit unbeugsame Kämpen sollten Sie sein, liberal bis in Knochen, — und nun . . .“

„Sind wir etwa nicht liberal? Glauben Sie, daß ein Einziger von uns für den Brotwuchertarif stimmen wird? Da zeigt sich doch, wer in Stadt und Land wahrhaft liberal ist. Wir wären schön dumm, wenn wir gerade jetzt den Kaiser aus bloßem Eigensinn ärgerten, damit er zu den Junkern ginge und von uns sagte: Mit den Leuten ist nichts zu machen! Jeder Politiker giebt in Kleinigkeiten nach, um Größeres zu erreichen. Schloßplatz, Märchenbrunnen, Straßenbahn, Brandenburger Thor und Linden: lauter Nebensachen, die kein Lebensinteresse der Bürger berühren. Wo solches Interesse ins Spiel kommt, werden Sie uns auf dem Posten finden. Die Kanalvorlage wird ja leider nicht wieder eingebracht werden; sonst könnten Sie eine Agitation erleben, die Ihnen beweisen würde, daß wir den Kampf nicht fürchten und dem liberalen Banner eben so tapfer folgen wie einst die Waldeck und Ziegler.“

„Dieses Vergnügen wird Ihnen nicht entgehen. Die Kanalvorlage kommt. Haben Sie denn nicht in den Zeitungen gelesen, der Staat stehe vor der Aufgabe, den Landwirthen elektrische Kraft in kleinen Mengen zuzuführen? Das waren die ersten Lastversuche. Neben dem Kanalbett sollen Centralen gebaut und ‚drüber weg‘ Leitungsdrähte gelegt werden. Dann können elektrische Schlepsschiffe die Frachtkähne ziehen und jeder Bauer kann sich in der nächsten Centrale so viel Elektrizität kaufen, wie er zu bezahlen vermag. Der Plan, für den der Kaiser sich lebhaft interessieren soll, stammt natürlich aus der Charlottenburger Hochschule; und es giebt Leute, die ihn für geeignet halten, den Widerstand der Agrarier zu brechen. Die Rechnung könnte falsch sein; denn den Landwirthen fehlt das zum Erwerb elektrischer Kraft nöthige Geld und weder der Staat noch eine Privatgesellschaft kann auf die Dauer mit riesigen Unterbilanzen arbeiten. Jedenfalls werden Sie den Kampf haben, denn Ihre Mannesseele ersehnt. Einen ungefährlichen Kampf, der Sie in den Heerbann des Königs und der Regierung drängt. Das wird Ihnen wohl das Wichtigste an der Sache sein.“

„Sie sprechen wie ein ganz vernünftiger Mensch.“ Der Dicke rückte näher. „Obs das Wichtigste ist! Wir müssen aus der Negation heraus. Freiheit und Gleichheit sind sehr schöne Dinge, so lange man unten ist. Wir sind oben und wollen endlich zeigen, daß auch mit uns regiert werden kann. Unter Caprivi haben wir die Gelegenheit verpaßt, weil Eugen Richter durchaus an den Prinzipien festhalten wollte. Weit aber haben wirs mit den Prinzipien in der Politik noch nicht gebracht. Wir sind die wirthschaftlich Stärksten und können trotzdem weder im Reichstag noch im Landtag unjeren

Willen durchsetzen. Nur in der Kommune herrschen wir. Und wir würden die Geschäfte unserer Gegner besorgen, wenn wir da die wilden Männer spielten und auf unsere Rechte pochten. Wegen der Sozialdemokraten müssen wir manchmal ja noch ein Bißchen radikal thun. Um so willkommener ist jeder Anlaß, wo wir guten Willen beweisen können. Damit dienen wir nicht einem Klasseninteresse, sondern dem Gemeinwohl. Die Hohenzollern haben Berlin groß gemacht. Wenn wir den Kaiser ärgern, verleiden wir ihm die Stadt. Halten Sie nicht für möglich, daß er eines Tages dann den Entschluß faßt, mit dem Hof und den höchsten Reichsbehörden Berlin zu verlassen?“

„Für sehr möglich sogar. Berlin ist durch seine Lage nicht zur Hauptstadt eines großen Reiches vorausbestimmt. Andere Städte, die der See näher liegen, wären dazu besser geeignet, — namentlich, wenn die auf Expansion und Export gerichtete Politik nach englischem Muster weitergetrieben wird. Die großen Eisenbahnstrecken führen freilich durch Berlin. Heute; die elektrische Fernbahn kommender Jahrzehnte kann sich andere Wege suchen. Als Konstantin fand, sein neues Weltreich lasse sich von dem alten Forum aus nicht mehr übersehen, schuf er am Bosporus eine Roma Nova. Wer ins Nilland reist, sieht eine Trümmerstätte und hört: Hier, wo ein paar Dörfer jetzt an Riesenruinen grenzen, stand Theben einst, die hundertthorige Stadt, die als ein Weltwunder angestaunt ward. Den Perserkrieg hatte sie überlebt; doch sie welkte dahin, als sie den Hof verloren und aufgehört hatte, das Pharaonenreiches Hauptstadt zu sein. Und vor Theben war Memphis die Residenz gewesen und beider Städte Erbin wurde Alexandria. Auch heute noch können solche Wandlungen sich wiederholen.“

„Na . . . Sehr gut sind die Beispiele nicht gewählt. Memphis und Theben konnten untergehen, weil eine Dynastie ihnen den Rücken wandte. Bei uns liegt die Sache anders. Das wissen wir, die in der Verwaltung sitzen und den Etat im Kopf haben, am Besten. Berlin ist heute die größte Industriestadt des Festlandes, vielleicht überhaupt die größte in Europa. Das ruiniert sich nicht von heute auf morgen.“

„Sicher nicht. Auch nicht bis übermorgen. Und was neue Jahrhunderte bringen können, braucht uns nicht zu kümmern. Ich glaube an Berlins industrielle Entwicklung. Eben deshalb aber zweifle ich, ob die Hohenzollern noch sehr lange an der Spree residiren werden. Jetzt haben Sie zwei Millionen Einwohner; bald werdens drei sein. Ein ungeheures Proletariat, das an kritischen Tagen gefährlich werden kann und jedem

Militäraufgebot überlegen sein muß. Vom Standpunkt eines altpreussischen Royalisten aus würde man dem König gewiß eine andere Residenz empfehlen. Es giebt Dinge, die sich nicht vereinen lassen. Die Ansprüche des Geschäftsverkehrs müssen über kurz oder lang mit denen des Hofes zusammenstoßen. Schon jetzt werden die Abperrungen oft recht unangenehm empfunden. Und wenn mans bei Licht besieht und den Blick nicht nur an der Oberfläche haften läßt, stammen aus diesen Verhältnissen all die großen und kleinen Konflikte, unter denen Sie leiden. Man fürchtet, im Rothen Haus könne ein Konvent entstehen, und will urbi et orbi deshalb zeigen, daß dem Stadtre Regiment sehr enge Grenzen gesetzt sind. Diese Schwierigkeit wird immer fühlbarer werden, je mehr die berliner Industrie sich entwickelt und je mehr Vertreter das Proletariat ins Rathhaus schickt. In zehn, zwanzig Jahren wird sich der Bündstoff nicht nur vor Kirchhofsportalen und Monumentalbrunnen häufen. Theben und Memphis will ich Ihnen gern opfern, meinethwegen auch Konstantinopel. Dabei aber bleibe ich: die Hauptstadt der europäischen Industriearbeiterschaft wird nicht ewig die Residenz eines Kaisers und Königs sein."

"Möglich. Um so eifriger aber müssen wir Alles vermeiden, was den Auszug des Hofes beschleunigen könnte. Denken Sie sich den Skandal; und den Schaden für die Stadt! Berlin ist im Reich nicht allzu beliebt; und in der Verfassung steht nicht, daß der Kanzler in Berlin wohnen, der Reichstag nach Berlin berufen werden muß. Und da wollen Sie uns übel nehmen, daß wir, statt die Jakobinermüge aufzusetzen, erfüllbaren Wünschen des Kaisers willig entgegenkommen?"

"Nicht im Gerینگsten. Für meinen Geschmack puzen Sie sich noch viel zu oft jakobinisch auf. Der Nummenschanz paßt für Sie gar nicht mehr. Sie vertreten die Bourgeoisie. Wenn sie deren Interesse wahren, kann kein Verständiger Ihnen einen Vorwurf machen. Ihren Wählern gilt es gleich, ob die Straßenbahn durch die Kanonierstraße oder durch die Charlottenstraße fährt, ob neben den alten Linden neue Bäume gepflanzt werden, ob Rübezahl fünfzehn Schritte weit von Dornröschen sitzt. Nur: leisten Sie Etwas! Jahre lang haben Sie auf Ihr steifes Rückgrat, Ihren Mannesmuth vor Königsthronen hingewiesen. Damit ist's nun aus; und es hat keinen Zweck, die alberne Heuchelomoedie noch länger fortzusetzen. Sie wollen ungefähr das Selbe wie die Regierung. Das ist keine Schande und Keiner wird Sie darum auslachen. Weshalb werden denn Witze über Sie gemacht? Weil Sie sich beständig blamiren, Ihr eigenes Programm verleugnen und nach großen Grimassen winselnd zu Kreuze kriechen. Schicken

Sie Ihre Bürgermeister und Bauräthe mit den Projekten und Entwürfen doch erst ins Schloß. Da hören sie, was gewünscht, was gefordert wird, und können ihre Vorlagen der Weisung anpassen. Dagegen ist nichts zu sagen. Komisch aber wird die Geschichte, wenn Eure Sachverständigen sich selbst öffentlich das Zeugniß rathloser Unfähigkeit ausstellen. Berliner Zimmer nennt man ja wohl die Stuben, die nur vom Hof aus ihr Bißchen Licht empfangen. Vielleicht hat das Haus, das der dem florentiner Dom abgeguckte Thurm krönt, nur solche Zimmer. Auch dann aber brauchte nicht Jeder zu sehen, wie das Rathhaus der Reichshauptstadt beleuchtet wird.“

„Erlauben Sie . . . Niemals wird Ihnen der Beweis gelingen, daß wir je in einer wichtigen Frage den großen Grundsatz der Selbstverwaltung preisgegeben haben.“

„Wir wollen doch ernsthaft bleiben! Den Werth Ihrer Selbstverwaltung, die nicht einmal auf städtischen Grundstücken unbeschränkt ist, haben wir nachgerade schägen gelernt. Statt mit ihr zu prahlen, sollten Sie wenigstens dafür sorgen, daß Ihrem höchsten Repräsentanten eine Stellung eingeräumt wird, die der Handelsmacht der Hauptstadt entspricht. Sie müssen gut mit dem Hof und dürfen nicht schlechter mit den Großkapitalisten stehen. Ihr Oberbürgermeister aber wohnt irgendwo in Alt-Moabit. Welche Rolle soll er bei Hoffesten und in den überladenen Prunksälen der Thiergartenmillionäre spielen? Geben Sie ihm eine Dienstwohnung in einem Palast, Galawagen, betrefte Diener und hunderttausend Mark Gehalt und verlangen Sie, wie die Londoner von ihrem Lord-Mayor, daß er sein Einkommen für Repräsentation verwende. Reiche Leute, die noch hunderttausend Mark zuzusehen haben, werden sich nach diesem Ehrenamte drängen, das in jedem Jahr neu besetzt werden kann. Der zu Wählende braucht kein Jurist zu sein, kein Dezernat zu übernehmen; er hat nur die Pflicht, die Hauptstadt würdig zu vertreten, — würdig im Sinn einer pomphaften Zeit. Er kann Kaufmann sein, Industrieller, Techniker. Das sind die Berufe, die Berlin reich gemacht haben. Ein solcher Mann wird, weil ihm radikale Anwandlungen nicht zuzutrauen sind, immer bestätigt werden und nie gezwungen sein, als Bittsteller in den Vorzimmern der Minister und Unterstaatssekretäre herumzulungern. Er wird die ‚Spitzen‘ bei sich wie ein Fürst bewirthen, am Hofe wie der Botschafter einer Großmacht empfangen werden und das Geschäftsinteresse der Bourgeoisie ganz anders fördern als die kleinen Leute, die das Auge mühsam erst aus dem bunten Gewimmel heraussuchen muß und die selig sind, wenn eine Excellenz sie fünf Minuten lang anzuhören geruht hat.“

Der Dicks war unruhig geworden. „Das fehlte noch!“ rief er und warf wüthend den Stummel weg. „Dann könnten wir lieber gleich einpacken und unterthänigst bitten, die Stadtverwaltung einem Prinzen oder General zu übertragen. Gerade die Schlichtheit des ersten Beamten ist unser Stolz. Nur ein einfacher Mann aus dem Volk, der selbst des Lebens Nothdurft kennen gelernt hat, kann ermessen, was dem Volke frommt, und das Gemeinwohl über ein Sonderinteresse stellen. Nicht durch äußere Pracht soll er auffallen, sondern durch innere Würde; und bürgerlich, wie es sich für den Vertreter einer arbeitsamen Bevölkerung ziemt, soll sein Haushalt sein. Denn Bürger wollen wir sein und . . .“

„Hoffähig wollen wir werden. Nicht wahr? Mit jedem Wort, jeder Miene zeigen, daß wir, so gut wie die noch Privilegirten, Minister, Kammerherren und Oberhofchargen sein könnten, und daneben doch, bis es so weit ist, in der Tribunenmaske einherstolziren. Und nachdem Sie und Ihre werthen Kollegen Jahre lang dieses Doppelspiel getrieben haben, sind Sie empört, weil man sich über Sie lustig macht?“

„. . . Ich hätte dieses interessante Gespräch gern fortgesetzt. Aber Sie müssen mich schon entschuldigen. Ich habe einer öffentlichen Wählerversammlung mein Kommunalprogramm vorzutragen.“



Anarchische Gedanken über Anarchismus.

Ich erinnere mich an ein Wort, das der englische Anarchist Mowbray 1893 auf dem Internationalen Sozialistischen Kongreß in Zürich gesprochen hat. Es handelte sich darum, ob die Anarchisten das Recht hätten, am Kongreß theilzunehmen oder nicht. Nach stürmischen Debatten war eine Resolution durchgegangen, wonach nur Solche zugelassen sein sollten, die für die „politische Aktion“ eintreten. In diesem Moment, wo wir Anarchisten schon ausgeschlossen zu sein schienen, brachte Mowbray noch einmal durch einen pathetischen Witz die Waage ins Schwanken. Er erklärte: die Anarchisten seien nur Gegner der parlamentarischen, gesetzgeberischen, staatlichen Aktion. Die That des Brutus, rief er aus, war eine eminent politische Aktion. Wir sind für die politische Aktion und müssen also zugelassen werden.

Dies Wort scheint mir überaus geeignet, die seltsame Erscheinung zu erklären, daß es fast zum anarchistischen Dogma geworden ist, die Tötung von Staatsoberhäuptern, wenn erst vollbracht, als etwas Anarchistisches anzusehen; daß ferner in der That fast alle Attentäter der letzten Jahrzehnte von anarchischen Grundgedanken ausgegangen sind. Seltsam wird jeder Unbefangene dieses Zusammentreffen in der That nennen; denn was hat es mit dem Anarchismus, der Lehre von einer zu erstrebenden Gesellschaft ohne Staat und ohne autoritären Zwang, was mit der Bewegung gegen den Staat und gegen legitimierte Gewalt zu thun, daß Personen ums Leben gebracht werden? Gar nichts. Aber die Anarchisten sehen ein, daß mit Lehren und Verkünden noch nicht genug gethan ist; der gesellschaftliche Neubau ist nicht zu errichten, weil die Gewalt der Mächthaber im Wege ist; es gilt also, so fahren sie in ihren Folgerungen fort, neben der Propaganda durch Wort und Schrift und neben der Konstruktion auch die Destruktion; zum Umreißen aller Schranken sind sie viel zu schwach; also wenigstens die That propagiren und durch die That Propaganda machen; die politischen Parteien treiben positive politische Aktion; so müssen also die Anarchisten, als Einzelne, positive Antipolitik, negative Politik treiben. Aus diesem Raisonnement erklärt sich die politische Aktion der Anarchisten, die Propaganda der That, der individuelle Terrorismus.

Ich stehe nicht an, es in aller Schärfe auszusprechen — und ich weiß, daß ich mit diesen Worten weder hüben noch drüben Dank ernten werde —: Die Attentatpolitik der Anarchisten geht zum Theil aus dem Bestreben einer kleinen Gruppe hervor, es den großen Parteien gleich zu thun. Es steckt Renommirsucht darin. Wir machen auch Politik, sagen sie; wir sind nicht etwa unthätig; man muß mit uns rechnen. Die Anarchisten sind mir nicht anarchisch genug; sie sind noch immer eine politische Partei, ja,

sie treiben sogar ganz primitive Reformpolitik; das Töten von Menschen hat von je her zu den naiven Besserungsversuchen der Primitiven gehört; und Rombrays Brutus war ein kurzschichtiger Reformpolitiker. Wenn die amerikanischen Machthaber jetzt, ohne Rücksicht auf Rechte und Gesetze, einige ganz unbetheiligte Anarchisten aufhängen ließen, so handelten sie genau so anarchisch wie irgend ein Attentäter, — und vielleicht, eben so wie Dieser, aus Idealismus. Denn nur Dogmatiker können leugnen wollen, daß es glühende und aufrichtige Staatsidealisten gibt. Die Anarchisten freilich in ihrer Mehrzahl sind Dogmatiker; sie werden schreiben, daß ich, der ich mir auch heute noch das Recht beimesse, meiner Weltanschauung den Namen der Anarchie zu geben so ohne Weiteres meine Wahrheit ausspreche; sie sind auch Opportunisten und werden finden, gerade jetzt sei nicht die Stunde zu solcher Aussprache. Ich aber finde: jetzt gerade ist der Moment.

Auch Das freilich ist so ein Dogma der Anarchisten, daß sie etwa sagen: alle Tage werden so und so viele Arbeiter, so und so viele Soldaten, so und so viele Tuberkulose von unseren mörderischen Zuständen ums Leben gebracht; was soll das Geschrei? Mac Kinley zählt nicht mehr als Einer von ihnen. Mit Verlaub! Auch da werde ich meinen Anarchisten gar zu anarchisch sein: mich hat der Tod Mac Kinleys mehr, weit mehr erschüttert als der eines Dachdeckers, der in Folge eines schlecht gebauten Gerüstes vom Dach gefallen wäre. Es ist altmodisch, ich gebe es gern zu; aber wenn ein Mensch, mit dem Schein der Machtfülle umgeben, harmlos und mit gutem Gewissen, von einem Mitmenschen, dem er die Hand hinreckt, erschossen wird, wenn dann die Augen von Millionen seinem Sterbelager sich zuwenden, dann steckt darin für mich echte Tragik, die diesen Menschen, der vielleicht nur ein mäßiger Kopf und ein wenig edler Mensch gewesen ist, verklärt. Gern aber füge ich hinzu, daß eben so auch der Attentäter meinem Herzen näher steht als der unglückliche arme Kerl, der das Gerüst schlecht gezimmert hatte. Es will Etwas heißen, so mit dem Leben fertig zu sein.

Es ist hier nicht meine Absicht, mich in die Psychologie der modernen Attentäter zu versenken. Sie sind vielleicht weniger Helden oder Märtyrer als eine neue Art von Selbstmördern zu nennen. Für einen Menschen, der an nichts glaubt als an dieses Leben und den dieses Leben bitter enttäuscht hat, der erfüllt ist von kaltem Haß gegen die Zustände, die ihn zu Grunde gerichtet haben und die ihm unerträglich zu gewahren sind, kann es ein dämonisch verführerischer Gedanke sein, noch Eimen von Denen da oben mitzunehmen und sich auf dem Umweg über die Gerichte und vor den Augen der Welt demonstratio ums Leben zu bringen. Und mindestens eben so verführerisch ist gewiß der Gedanke, der tausendfach variiert in der anarchischen Literatur wiederkehrt: der autoritären Gewalt die freie Gewalt, die Rebellion des Individuums entgegenzusetzen.

Das ist der Grundirrtum der revolutionären Anarchisten, den ich lange genug mit ihnen getheilt habe, daß sie glauben: das Ideal der Gewaltlosigkeit auf dem Wege der Gewalt erreichen zu können. Sie wenden sich mit Heftigkeit gegen die „revolutionäre Diktatur“, die Marx und Engels in ihrem kommunistischen Manifest als ein kurzes Uebergangsstadium nach der großen Revolution vorgesehen hatten. Das sind Selbsttäuschungen; jede Gewaltausübung ist Diktatur, sofern sie nicht freiwillig ertragen, von den befehligten Massen anerkannt ist. In diesem Fall aber handelt es sich um autoritäre Gewalt. Jede Gewalt ist entweder Despotie oder Autorität.

Die Anarchisten müßten einsehen: ein Ziel läßt sich nur erreichen, wenn das Mittel schon in der Farbe dieses Zieles gefärbt ist. Nie kommt man durch Gewalt zur Gewaltlosigkeit. Die Anarchie ist da, wo Anarchisten sind, wirkliche Anarchisten, solche Menschen, die keine Gewalt mehr üben.

Ich sage damit wahrhaftig nichts Neues; es ist das Selbe, was uns Tolstoi schon lange gesagt hat. Als der König von Italien von Bresci umgebracht worden war, veröffentlichte Tolstoi einen wundervollen Artikel, der in den Worten gipfelte: Man soll die Fürsten nicht töten, sondern ihnen klar machen, daß sie selbst nicht töten dürfen. Der Wortlaut war noch schärfer und der Artikel enthielt so wichtige Streiche gegen die Mächthaber, daß ihn anarchifische Blätter zum Abdruck brachten. Er war aber mindestens eben so scharf gegen die Anarchisten; auch diese Stellen wurden, ich möchte sagen: gemüthlich oder nonchalant, abgedruckt, aber, wie eine Marotte, nicht weiter beachtet.

Die Anarchisten werden einwenden: Wenn wir Gewaltlose sind, lassen wir uns alle Verausugung und Unterdrückung gefallen; dann sind wir nicht Freie, sondern Sklaven. Wir wollen nicht die Gewaltlosigkeit einzelner Individuen, sondern den Zustand der Gewaltlosigkeit; wir wollen die Anarchie, aber zuerst müssen wir zurückerhalten oder nehmen, was uns geraubt oder vorenthalten wird. Das ist wieder so ein Grundirrtum: daß man den Anarchismus der Welt bringen könne oder müsse; daß die Anarchie eine Menschheitsfrage sei; daß zuerst die große Abrechnung käme und dann das Tausendjährige Reich. Wer der Welt die Freiheit bringen will — Das heißt eben doch: seine Auffassung von der Freiheit —, ist ein Despot, aber kein Anarchist. Niemals wird Anarchie eine Sache der Massen sein, nie wird sie auf dem Wege der Invasion oder der bewaffneten Erhebung zur Welt kommen. Und eben so wenig wird das Ideal des föderalistischen Sozialismus dadurch zu erreichen sein, daß man abwartet, bis das bereits ausgestapelte Kapital und der Bodenbesitz in die Hände des Volkes kommt. Die Anarchie ist nicht eine Sache der Zukunft, sondern der Gegenwart; nicht der Forderungen, sondern des Lebens. Nicht um die Nationalisation der Erzeugenschaften der Vergangenheit kann es sich handeln, sondern um ein neues Volk, das sich aus kleinen

Aufängen heraus durch Innenkolonisation, mitten unter den anderen Völkern, da und dort in neuen Gemeinschaften bildet. Nicht um den Klassenkampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden schließlich handelt es sich, sondern darum, daß sich freie, innerlich gefestigte und in sich beherrschte Naturen aus den Massen lösen und zu neuen Gebilden vereinigen. Die alten Gegensätze vom Zerstören und Aufbauen fangen an, ihren Sinn zu verlieren: es handelt sich ums Formen des nie Gewesenen.

Wenn die Anarchisten wüßten, wie nah ihre Gedanken an den tiefsten Grund des Menschenwesens rühren, und wie unsagbar weit sie abführen von dem Getriebe der Massenmenschen, dann würden sie schauernd erkennen, welcher Abstand gähnt zwischen ihrem Handeln, ihrem oberflächlichen Benehmen und den Abgründen ihrer Weltanschauung, dann würden sie einsehen: es ist zu alltäglich und zu gewöhnlich für einen Anarchisten, Mac Kinsley zu töten oder derlei überflüssige Pöffen und Tragödien aufzuführen. Wer tötet, geht in den Tod. Die das Leben schaffen wollen, müssen Neulebendige und von innen her Wiedergeborene sein.

Ich müßte um Entschuldigung bitten, daß ich auf einem neutralen Boden „Propaganda für den Anarchismus“ mache, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß, was ich hier, aber ohne mich irgend an das Wort zu binden, Anarchie nenne, eine Grundstimmung ist, die in jedem über Welt und Seele nachdenkenden Menschen zu finden ist. Ich meine den Drang, sich selbst noch einmal zur Welt zu bringen, sein eigenes Wesen neu zu formen und danach die Umgebung, seine Welt, zu gestalten, so weit man ihrer mächtig ist. Dieser höchste Moment müßte für Jeden kommen: wo er, um mit Nietzsche zu sprechen, das ursprüngliche Chaos in sich schafft, wo er wie ein Zuschauer das Drama seiner Triebe und seiner dringendsten Innerlichkeiten vor sich aufführen läßt, um dann festzustellen, welche seiner vielen Personen in ihm herrschen soll, was das Eigene ist, wodurch er sich von den Traditionen und Erbschaften der Vorfahrenwelt unterscheidet, was die Welt ihm, was er der Welt sein soll. Den nenne ich einen Anarchisten, der den Willen hat, nicht doppeltes Spiel vor sich selber aufzuführen, der sich so wie einen frischen Teig in entscheidender Lebenskrise geknetet hat, daß er in sich selber Bescheid weiß und so handeln kann, wie sein geheimstes Wesen ihn heißt. Der ist mir ein Herrenloser, ein Freier, ein Eigener, ein Anarchist, wer seiner Herr ist, wer den Trieb festgestellt hat, der er sein will und der sein Leben ist. Der Weg zum Himmel ist schmal, der Weg zu einer neuen, höheren Form der Menschen-Gesellschaft führt durch das dunkle, verhangene Thor unserer Instinkte und der terra abscondita unserer Seele, die unsere Welt ist. Nur von innen heraus kann die Welt geformt werden. Der Zustand der Anarchie kann nur in einer neuen Welt, in einem noch zu entdeckenden Lande bereitet werden.

Dies Land und diese reiche Welt finden wir, wenn wir durch Chaos und Anarchie, durch unerhörtes, stilles und abgründliches Erleben einen neuen Menschen entdecken; Jeder in sich selbst. Dann wird es Anarchisten geben und Anarchie, da und dort, Einzelne, Zerstreute; sie werden einander finden; sie werden nichts töten als sich selbst in dem mystischen Tod, der durch tiefste Versunkenheit zur Wiedergeburt führt; sie werden von sich mit Hofmannsthals Worten sagen können: „So völlig wie den Boden untern Füßen hab' ich Gemeines von mir abgethan.“ Wer erst durch seinen eigenen Menschen hindurchgekrochen ist und tief im eigenen lebendigen Blut gewatet hat: Der hilft die neue Welt schaffen, ohne in fremdes Leben einzugreifen.

Man würde mich sehr falsch verstehen, wenn man glaubte, ich predige Quietismus oder Resignation, Verzicht auf Aktion und auf Wirken nach außen. O mein! Man thue sich zusammen, man wirke für Munizipalsozialismus, auch für Siedlung- oder Konsum- oder Wohnungsgenossenschaften; man gründe öffentliche Gärten und Bibliotheken, man verlasse die Städte, man arbeite mit Spaten und Schaufel, man vereinfache all sein äußeres Leben, um Raum für den Luxus der Geister zu gewinnen; man organisiere und kläre auf; wirke für neue Schulen und die Eroberung der Kinder; all Das erneuert doch nur das ewig Gestrige, wenn es nicht in neuem Geiste und aus neu erobertem Binnenland heraus geschieht. Wir Alle warten auf Großes und Unerhörtes, all unsere Kunst ist voll zitternder und leiser Ahnung von Etwas, das sich vorbereitet: aus unserem Wesen heraus wird es kommen, wenn wir das Unbekannte, Unbewusste heraufzwingen in unseren Geist, wenn unser Geist sich selbst vergiftet im Elemente des ungeistig Psychischen, das in unseren Höhlen auf uns wartet, wenn wir neu werden; dann wird die geahnte Welt werden, die die äußere Entwicklung nie bringen wird. Die große Zeit wird den Menschen kommen, die nicht nur Zustände und Einrichtungen, sondern sich selbst nicht mehr ertragen. Nicht Andere umbringen, sondern sich selbst: Das wird das Kennzeichen des Menschen sein, der sein eigenes Chaos schafft, um sein Urältestes und Bestes zu finden und mit der Welt so mystisch eins zu werden, daß, was er in die Welt wirft, aus einer unbekanntem Welt in ihn hineingeflossen zu sein scheint. Wer die verfloßene Welt in sich zu neuem Leben, zu individuellem Leben erweckt, wer sich selbst als Strahl der Welt fühlt, nicht als Fremden: Der kommt, er weiß nicht, woher, Der geht, er weiß nicht, wohin, Dem wird die Welt sein wie er selbst und er wird sie lieben als sich selbst. Die werden unter einander leben als Gemeinsame, als Zusammengehörige. Da wird Anarchie sein. Das ist ein weites Ziel; aber es ist nun schon so gekommen, daß uns das Leben unfaßbar ist, wenn wir nicht Unglaublichem zuzusteuern uns vornehmen. Das Leben ist uns nichts und nichtig, wenn es uns nicht ein Meer ist, ein Un-

endliches, das uns Ewigkeiten verheißt. Was Reformen, Politik, Revolution! Es ist doch immer das Nämliche. Was Anarchismus! Was die Anarchisten uns als ideale Gesellschaft aufzeichnen, ist viel zu vernünftig, viel zu sehr mit dem bloß Gegebenen rechnend, als daß es je Wirklichkeit werden könnte und sollte. Nur wer mit Unbekanntem rechnet, rechnet richtig. Denn das Leben und der eigentliche Mensch in uns, sie sind uns unbenannt und unbekannt. Nicht fernerhin Krieg und Noth, sondern Wiedergeburt.

Sehr falsch würde man aber wiederum meine Meinung verstehen, wenn man in dieser gewandelten Auffassung eine Abkehr von der vielseitig fördernden, aufrüttelnden, zusammenfassenden und erneuernden Thätigkeit des freien, undogmatischen Sozialismus finden wollte. Vielleicht liegt es Unferneinem, der solchen Dingen seit Jahren sein Thun gewidmet hat, nicht nah genug, gerade jetzt auf all Das hinzuweisen, wo der Kinder Glaube an eine radikale Wandlung durch äußeres Geschehen überall aufgegeben wird, wo man sieht, daß der Sozialismus nicht eine Sache ist, die hinter der bürgerlichen Gesellschaft als neues, glänzendes Gebilde aufsteigt, sondern Etwas, das innerhalb unserer kapitalistischen Welt selbst wächst und sich überall in sie hineindrängt. Diese Erkenntniß, so selbstverständlich sie jetzt zu werden beginnt, ist doch zu sehr mit Schmerzen erkauft, als daß wir uns so schnell in die neue Art der Thätigkeit hineinfinden könnten; es ist etwas Helles, Hartes, Praktisches in den modernen Sozialismus gekommen. Das ist erfreulich, gewiß; aber wir Schwärmer von anno dazumals waren so sehr an das Halbdunkel und die Romantik der Erwartung und der Vorbereitung des Plötzlichen gewöhnt, daß man uns schon einige Zeit gönnen mag, uns nun an die neue Art zu gewöhnen; es fehlt ja auch nicht an frischen Kräften, die am Werke sind. Eben so wenig übersehe ich, daß die Massen, die aus sozialer Noth und Unsicherheit heraus wollen, gar wenig mit den höchsten Kulturbedürfnissen und den seelischen Rätthen zu thun haben, von denen ich hier rede. Es ist ihnen gleichgiltig, wonach wir Besonderen ringen, und es wäre wiederum verderbliche Romantik, wenn man glaubte, die Erneuerungen, die den sozial abhängigen und armen Massen noththun, seien identisch oder auch nur unlöslich verschmolzen mit der Wesenwandlung der Menschen, von der ich hier spreche. Wir müssen einsehen lernen, daß es hundertlei Wege giebt, staatliche und außerstaatliche, um den Massen vom Fled zu helfen; wir müssen uns abgewöhnen, jede Verbesserung, jede Erneuerung nur in Verbindung mit unserem höchsten und letzten Ziel und unter keinen Umständen anders haben zu wollen. Es ist ein wundervoller Gedanke, den Wohlstand, das Gedeihen der Massen und die innerste Nothwendigkeit der Kultur so ineinander zu verkoppeln, daß beide Ziele auf einem Weg erreicht werden; aber er ist falsch, wie alle solche starren, reinlichen Begriffsgebanten

falsch sind. Wir haben lange genug unter Sozialismus eine vage, allverbindende Weltanschauung verstanden, eine Springwurzel, die alle Thore öffnet und alle Fragen löst; wir könnten jetzt wissen, daß Alles, in der Welt da draußen und eben so in unserer Seele, so durcheinander gewirrt ist, daß es niemals einen Weg giebt, den Alle zu einem Ziele gehen könnten. Was ich hier also vertrete, ist keineswegs eine Aufforderung an die Menschengesellschaft; wir müssen einsehen, daß es viele Stufen der Kultur neben einander giebt, und können ruhig den Traum aufgeben, der nicht einmal schön ist, daß Alle auf ein Niveau gehoben werden sollen. Keine Aufforderung; ich will nur den inneren Zustand beschreiben, aus dem heraus Einzelne vielleicht dazu gelangen können, den Anderen Kommunismus und Anarchie vorzuleben. Ich will nur sagen, daß diese Freiheit erst im innersten Menschen geboren und erzogen sein muß, bevor sie sich als eine äußere Thatsächlichkeit sehen lassen kann. Auch Sozialismus ist allmählich ein altes Wort geworden; er hat Vieleslei zusammengefaßt, das jetzt in mehrere Selbständigkeiten auseinanderfällt. Ueberall geht die Dogmatik zu Ende und der Kampf für Schlagwörter, die man als utopistische Grenzpfähle an den Beginn einer neuen Periode gestellt hatte; überall ist aus den Worten Wirklichkeit und Fließendes geworden, Unberechenbares und Schwankendes. Klarheit giebt es eben nur im Lande des Scheins und der Worte; wo das Leben beginnt, hört die Systematik auf.

Auch die Anarchisten sind bisher gar zu sehr Systematiker und in feste, enge Begriffe Eingeschnürte gewesen; und Das ist schließlich die letzte Antwort auf die Frage, warum Anarchisten im Menschentöten etwas Werthvolles erblicken. Sie haben sich angewöhnt, gar nicht mehr mit Menschen zu thun zu haben, sondern mit Begriffen. Es giebt zwei feste, getrennte Klassen für sie, die einander feindlich gegenüber stehen; sie töteten nicht Menschen, sondern den Begriff des Ausbeuters, des Unterdrückers, des Staatsrepräsentanten. So ist es gekommen, daß Die gerade, die im Privatleben und Empfinden oft die Menschlichsten sind, im öffentlichen Treiben der Unmenschlichkeit sich hingeben. Ihr Empfindungsleben ist dann ausgeschaltet; sie handeln als denkende Wesen, die, ähnlich wie Robespierre der Göttin der Vernunft, der scheidenden und urtheilenden, unterthan sind. Aus den Urtheilen der kalten, innerlich unwissenden, unlebendigen, lebensfeindlichen Logik sind die kalten Todesurtheile zu erklären, die von Anarchisten gefällt werden. Die Anarchie aber ist nichts so Nahes, Kaltes, Deutliches, wie die Anarchisten gewöhnt hatten; wenn die Anarchie ihnen zum dunklen, tiefen Traum wird, statt eine begrifflich erreichbare Welt zu sein, wird ihr Ethos und ihr Handeln von einerlei Art werden.

Paul Pfizer.

Am alten Reichstagsgebäude hat ein Medaillonbildniß Pauls Pfizer die Dankbarkeit der Nation gegen den schwäbischen Herold und Propheten des unter preukischer Vorherrschaft geeinten Vaterlandes versinnlicht: im neuen Reichstagsgebäude ist das einfache Schmuckstück durch blendendere Dekorationen verdrängt worden. Hoffentlich haben wir darin keine üble Vorbedeutung dafür zu erblicken, daß jener edle Patriot und sein Wirken der Vergessenheit geweiht ist.

Am zwölften September dieses Jahres waren hundert Jahre verflossen, seit Paul Pfizer zu Stuttgart das Licht der Welt erblickte. Es war die Zeit, da das Heilige Römische Reich Deutscher Nation seiner Auflösung und diese Nation selbst ihrer tiefsten Schmach entgegenging. Und als dann dem Knaben das politische Bewußtsein zu reifen begann, durfte er Zeuge sein der stolzen Volkserhebung und kraftvollen Befreiung aus den Banden fremder Zwingherrschafft. Unverlöschlich mußten solche Eindrücke in dem jungen, empfänglichen Gemüth haften. Aber zu je selbständigerem Denken der Jüngling fortschritt, um so heißer brannte ihm die schmerzliche Erkenntniß auf die Seele, daß durch die schweren Opfer, die das deutsche Volk gebracht, wohl seine äußere Unabhängigkeit sichergestellt, nicht aber seine innere Einheit und bürgerliche Freiheit errungen worden sei. Pfizer mußte kein Schwabe gewesen, nicht in den uralten liberalen Traditionen der gebildeten Stände seiner Heimath groß geworden sein, wenn ihm nicht die freiheitliche Entwicklung des Vaterlandes eine heilige Herzenssache gewesen wäre.

Zunächst freilich schien es, als ob er zu Anderem als zum Politiker und Publizisten ausersehen sei; und zu Anderem hielt auch er selbst sich für berufen. Der glänzend und vielseitig begabte Gymnasiast hatte den Geist der altklassischen Kultur tief in sich gezogen, in die griechisch-lateinische Sprache und Literatur mit einer Gründlichkeit sich versenkt, zu der der einseitig humanistische württembergische Schulbetrieb wohl in einzigartiger Weise anleitete. Das hier erworbene Wissen blieb ihm ein lebendiger Besitz für das ganze Leben. Zugleich begeisterte ihn die Weltgeschichte, zog ihn die Philosophie an. Ihr widmete er auf der Hochschule ernsthafte, systematische Arbeit; und dann gewann er noch seinem juristischen Hochstudium die Zeit ab, in die Naturwissenschaften einzudringen, denen im Lehrplan des damaligen württembergischen Gymnasiums noch keine Existenzberechtigung zuerkannt war. Doch als theuerste Freundin begleitete seine Jugend die Poesie. Es war eine Epoche, wo unter der Einwirkung des uhlandischen Kreises ein blüthenreicher Dichterfrühling in das Schwabenland eingezogen war. Auch Paul Pfizer stimmte ein in den Chor der heimathlichen Sänger. Einem tiefen und

reinen Gemüth ließ er Lieber ahnungreicher Sehnsucht entströmen, wie das prächtige, einst viel gesungene „Meiner Heimath Berge dunkeln“. Weist entranzen sich seinem Herzen patriotische Seufzer und Wünsche, die am Schluß in den Ton siegesfroher Hoffnung überzugehen pflegten. Auch brachte er in einem umfangreichen, den ganzen Apparat des homerischen Epos entfaltenden Heldengedicht „Hermann der Cherusker“, das nie gedruckt worden, aber im Manuscript erhalten ist, seiner Begeisterung für die deutsche Vorzeit ein Opfer. Die Einsicht, daß seiner Natur doch wesentliche Elemente fehlten, um auf diesem Kunstgebiet wahrhaft Großes zu leisten, bereitete ihm manche bittere Stunde. Nicht minder schmerzlich berührte es ihn, als er erkannte, daß er auch zum Philosophen nicht bestimmt sei. Doch allmählich lenkte er, fast ohne es selbst zu wollen und zu gewahren, in die ihm vom Schicksal vorgezeichnete Bahn ein.

In den Ruhestunden, die das trockene Aktenstudium dem jungen Justizbranten gönnte, reifte ein Werk heran, das der noch nicht dreißigjährige Assessor am tübinger Gerichtshof im Frühjahr 1831 unter dem Titel „Briefwechsel zweier Deutschen“ erscheinen ließ. Ein vorbereitender theoretischer Theil, aus einem wirklichen, von dem Verfasser mit einem nahen Freunde, dem Schriftsteller und Politiker Friedrich Rotter, geführten Briefwechsel entsprungen, gewinnt die philosophische Grundlage für den praktischen Haupttheil, der das gesammte geistige und öffentliche Leben, Kultur und Politik der deutschen Nation eingehender Betrachtung und freimüthiger Kritik unterzieht. Und dann weist Pfizer seinem Volk den Pfad in eine Zukunft, über der er zwei helle Sterne leuchten sieht: Einheit und Freiheit. Die Erfüllung seiner patriotischen Träume knüpft er an den Adler des großen Friedrich: Preußen allein, die einzige deutsche Großmacht, deren Interessen sich mit denen Deutschlands decken, könne die leitende Stelle im künftigen Reiche übernehmen. Das war ja natürlich an sich kein neuer Gedanke; aber mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen, war es doch wohl etwas Neues: neu vor Allem in der Umgebung, aus der er herausgewachsen war, neu aus einem schwäbischen, einem süddeutschen Munde. Die Liberalen im Süden hatten bisher so argumentirt: Preußen ist ein autokratischer und antikonstitutioneller Staat und kann darum nimmermehr an die Spitze Deutschlands treten. Pfizer drehte den Satz um und gelangte zu folgendem Schluß: Preußen ist vermöge seiner Stärke und Bedeutung, seiner ruhmvollen Vergangenheit, seiner europäischen Machtstellung, seiner überwiegend germanischen Bevölkerung der einzige Staat, in dessen Hände das Gesamtvaterland seine Geschicke vertrauensvoll legen kann; deshalb muß es konstitutionell werden, um seinen natürlichen Beruf erfüllen zu können. Das schien so einfach und doch war noch Niemand darauf verfallen. Es war eben die alte Geschichte vom Ei des Kolumbus.

Von dem einmal aufgestellten politischen Glaubenssatz hat Pfizer nicht wieder gelassen. Er hat ihn in seinen zahlreichen späteren Schriften genauer begründet. Die Ereignisse und Verhältnisse machten es ihm schwer genug, das Ergriffene festzuhalten. Er, der, mit den preußenfeindlichen schwäbischen Liberalen eng verbündet, im württembergischen Landtag einer der kühnsten Vorkämpfer der fortschrittlichen Opposition war, wollte die Zukunft der gesamten Nation an die Geschichte eines reaktionären Staates knüpfen. Tief und schmerzlich fühlte er selbst diesen Zwiespalt. Sehnsüchtig harrete er auf den Tag, da Preußen in konstitutionelle Bahnen einlenken werde. Und es war nur natürlich, daß Unmuth und Enttäuschung ihn wiederholt auf die Triasidee zurückgreifen ließen, die er freilich nur als Nothbehelf und Uebergangsstufe betrachtete, um die Verfassungen der Mittelstaaten gegen die Uebergriffe des Deutschen Bundes zu schützen, bis endlich das verjüngte Preußen diesen Schutz in die eigenen Hände nehme. Da mußten für ihn alle Zweifel, alle Bedenken, alle Schwankungen aufhören; denn seine Ueberzeugung von dem deutschen Beruf Preußens war unerschütterlich. Eben so tief durchdrungen war er von der Wahrheit des anderen Dogmas, daß ein staatsrechtlicher Verband zwischen Deutschland und Oesterreich mit seiner Ueberzahl an fremden Nationalitäten und seiner selbstsüchtigen österröichischen Politik ein Unding sei.

Die Wirkungen der publizistischen Thätigkeit Pfizers müssen sehr hoch eingeschätzt werden. Zunächst in seiner engeren Heimath. Hier erregte der Briefwechsel zweier Deutschen ungeheures Aufsehen. Was aber bei der Menge dem Werk zu seinem Erfolge verhalf, waren nicht sowohl die darin entwickelten neuen Ideen von der künftigen Gestaltung des Gesamtwaterlandes als vielmehr die entschiedene Vertheidigung der liberalen und konstitutionellen Theorien. Den Werth jener nationalen Zukunftspläne wußten in Schwaben nur wenige ihrer Zeit vorangeschrittene Männer zu würdigen. Die große Mehrzahl der politisch Denkenden nahm Pfizers Preußenbegeisterung für eine müßige Schwärmerei, die sie nur dem tapferen Wortführer des politischen Fortschritts verzieh. Seine Popularität wuchs noch, als er seinen Ueberzeugungen ein schweres persönliches Opfer brachte und, von seinem Minister — übrigens in schonender Form — über die Tendenz des Briefwechsels zur Rede gestellt, ohne einen Augenblick zu zögern, aus dem Staatsdienst, in dem er rasch von Stufe zu Stufe emporgestiegen wäre, schied. Das Vertrauen des Volkes übertrug ihm nun das dornenvolle Amt des Landtagsabgeordneten, dem er sechs Jahre lang mit der ihm eigenen Unerfrockenheit und Charakterfestigkeit oblag und dessen Fesseln er erst abschüttelte, als es mit Ehren geschehen konnte. Sobald er sich selbst zurückgegeben war, widmete er fortan seine beste Kraft wiederum der Aufgabe, seinem Volk das künftige

Heil zu predigen. Und der Same, den er ausstreute, ging auf, wenn auch noch so langsam. Der Mann, der 1848 mitten im wildesten Preußenhaß seiner Umgebung aus seinen preußenfreundlichen Gesinnungen kein Hehl machte, wurde fast einstimmig als Abgeordneter ins frankfurter Parlament gewählt. Seit 48 verschärften sich die Gegensätze innerhalb der württembergischen Fortschrittspartei; doch wuchs auch die Zahl der Pfizers Anhängenden so sehr, daß sie in der entscheidenden Stunde die Uebermacht hatten.

Beträchtlich war der Einfluß der publizistischen Thätigkeit Pfizers auch in den übrigen süddeutschen Staaten, wo die politischen Verhältnisse vielfach ähnlich lagen wie in Württemberg. Eben so begogneten in den norddeutschen Kleinstaaten Pfizers Ideen manchen innigen Sympathien, wie die zahlreichen Zustimmungsschreiben, Gedichte, Dankadressen, Ehrengaben beweisen, die ihm aus allen Ecken und Enden des Vaterlandes — und nicht aus den schlechtesten Kreisen der Nation — zuströmten. Und Preußen? Wir wissen, daß der Briefwechsel zweier Deutschen in Berlin starken Absatz, freudige Leser fand, daß insbesondere in den Herzen einer jüngeren Generation, die von einer deutschen Kaiserkrone auf Hohenzollernhäuptern träumte, jenes Werk wie Pfizers spätere Bücher mächtigen Widerhall weckten. Anders verhielt sich freilich das offizielle Preußen. Es übersah vollständig, einen wie unschätzbaren Bundesgenossen es in Pfizer für die Erringung der Vormachtstellung in Deutschland besaß, und betrachtete den liberalen Publizisten als eine Gefahr für die Privilegien der Krone. Die freiheitlichen Regungen zu unterdrücken, die konstitutionellen Wünsche zum Schweigen zu bringen, dänkte eben lange Jahre die berliner Machthaber eine wichtigere Aufgabe, als die deutsche Kaiserkrone zu gewinnen. Der preußische Geschäftsträger in Stuttgart, von Salviati, behandelte in seinen Berichten, wie Treitschke bemerkt, Pfizer zwar mit Achtung, aber als einen erklärten Gegner. Und das im Frühjahr 1832 veröffentlichte Schriftchen „Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus“, das doch auch an der Demokratie und ihrer Hineinigung zu Frankreich freimüthige Kritik übt, veranlaßte Salviati, im Auftrage seiner Regierung bei der württembergischen Beschwerde einzulegen, die Maßregelung des Verfassers und die Beschlagnahme der Brochure zu verlangen, — freilich vergebens. Eine andere Publikation Pfizers, „Deutschlands Ausichten im Jahre 1851“, worin er im gerechtesten, aus gekränkter Liebe entsprungenem Zorn über die bekannte olmützer Selbstdemüthigung der preußischen Politik einen wenig schmeichelhaften Spiegel vorhielt, wurde in Preußen verboten. Auch der einheimischen Regierung war Pfizers Thätigkeit, wenigstens, bis er in der dringenden Lage des Jahres 1848 selbst zur Theilnahme am Regiment berufen wurde, unbequem: er gehörte zu den einflussreichsten Wortführern der Opposition und muthete den deutschen Fürsten zu, der Einheit einen Theil ihrer Souverainetätsrechte zu opfern.

Pfizer selbst hat zwar den vollen Triumph seiner Ideen nicht mehr erlebt. Aber ihm war wenigstens vergönnt, die verheißungsvollen Anfänge zu schauen. Er durfte noch Zeuge sein, wie Preußen endlich von der Thatenlosigkeit zu einer Politik des Handelns überging, wie sich die Deutschen aufrüsteten, ihre Brüder in den Nordmarken aus dem dänischen Joch zu lösen, wie Preußen in blutiger Auseinandersetzung mit Oesterreich dem unseligen Dualismus ein Ende bereitete und seine deutschen Ansprüche siegreich behauptete, wie sich die Südstaaten anschickten, unter die schützenden Fittige des preussischen Adlers sich zu begeben. Als er am dreißigsten Juli 1867 die müden Augen für immer schloß, konnte er von dieser Welt mit dem Bewußtsein scheiden, nicht umsonst gelebt, gewirkt, gekämpft zu haben.

Ihn hatte das Leben wahrlich nicht verwöhnt. Kaum kann man sich ein grausameres Schicksal denken. Das Jahr 1848 schien ihn endlich nach mancherlei Verdrüßlichkeiten zur Höhe emporzuführen. Württembergischer Märzminister, Vertreter der Landeshauptstadt in der Nationalversammlung, die ihn alsbald in den Verfassungsausschuß berief. Jetzt hätte er die schönste Gelegenheit gehabt, in einflußreicher Stellung praktisch für seine Ideen zu wirken. Aber da versagten ihm die Körperkräfte. Ein qualvolles Nervenleiden verurtheilte ihn zur Unthätigkeit, zwang ihn, sich von der Oeffentlichkeit völlig zurückzuziehen. Noch einigen Jahren machte er nochmals den Versuch, ein leichteres Amt im Justizdienste auszufüllen. Bald war er genöthigt, sich auch dieser Verpflichtung zu entledigen, und schleppte als vereinsamter und verdüsterter Junggeselle zu Tübingen in äußerster Zurückgezogenheit ein freudloses Dasein bis zur Stunde der Erlösung hin. Aber in den Tagen der Besserung griff er wieder und wieder zur Feder und deutete mit unverminderter Geistesklarheit und manchmal mit wahrhaft jugendlicher Wärme seinem Volk die Geschicke der Zukunft. Wenn wir uns heute in Pfizers Schriften vertiefen, erscheint uns, was er sagt, als ganz selbstverständliche, fast triviale Wahrheit, wie sie jedem Primaner geläufig ist. Sobald es uns jedoch gelingt, uns von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit, vom rückschauenden auf den vorschauenden Standpunkt zu versetzen, zwingt uns seine ahnungsvolle Weisheit hohe Bewunderung ab. Es ist eine alte Erfahrung der Weltgeschichte, daß den Männern der Thaten die Männer der Gedanken die Wege bereiten müssen. Auch Bismarck hat der Pioniere bedurft, die ihm über den Strom die Brücke schlugen, um hinüber zu gelangen zum ersehnten Ufer. Unter seinen geistigen Vorkämpfern war Paul Pfizer einer der besten und edelsten, der entschiedensten und gewaltigsten.



Alter und Ewigkeit.

Alter ist immer nur Verfall, physisch und psychisch das zunehmende Entblößtwerden von denjenigen Mitteln, kraft deren sich Kindheit, Jugend, Reife behaupten, um sich an die nächstfolgende Lebensperiode weiterzugeben. Wo das Alter dennoch schön sein soll, da muß Etwas in seiner Herzengründung dieser unabänderlichen Sachlage entgegenkommen, — der Thatsache, daß es sich von nun an nicht mehr innerhalb einer individuellen Entwicklungslinie, vielmehr nur noch innerhalb der Unermeßlichkeit des Allgeschehens, weiter zu geben und daß sich dadurch der Charakter seiner Selbstbehauptung zu verändern hat. Denn der Anspruch der Zukunft fällt davon ab und eben so der Anspruch der Vergangenheit: das Alter vermag weder ein werdender, Zukunftsvoller, noch auch, streng verstanden, ein lehrender, ein Vergangenheit-verschenkender zu sein, der den individuell gesammelten Lebensschatz auf die Gegenwart übertrüge. Nicht nur, weil sich Erfahrungen in ihrem feinsten Werth nicht übertragen lassen und insofern wir Alle, eingehüllt in unseren heiligsten Reichthum, dahinsterven, sondern vornehmlich deshalb, weil uns das Alter in seinem Verlauf allmählich die Werkzeuge entwindet, durch die wir am Vollsten mittheilungsfähig waren, durch die wir am Ehesten noch ein Stück Innenleben überzeugend aus uns herauszustellen vermochten; — gerade so, wie auch im Alter die Wege mehr und mehr zuwachsen, auf denen die Eindrücke von außen her zu uns kamen, uns aus sich Werdekraft schenkten und uns empfänglich fanden. Ein Baum im Winter, dem die nährnde Erde um die Wurzeln eingetrodnet und vereist ist und der weder in Formen noch Farben, weder in Blättern noch Blüten mehr beredt zu machen weiß, was etwa noch heimlich quellen in ihm leben mag: so erscheint das Alter aus dem direkten Zusammenhang des Unlebenden langsam hinausgehoben, langsam zurückversetzt in den unpersönlichen Allzusammenhang. Als stelle es nur die tragische äußerste Konsequenz Dessen in sich dar, worin schließlich alles Menschenthum als solches auf ewig eingeschlossen ist: nämlich von Mensch zu Mensch überhaupt nur in höchst unvollkommenen Zeichen und Symbolen von sich Kunde geben zu können, — so schaut das Alter geheimnißvoll aus sich heraus wie aus einer großen Einsamkeit in eine große Einsamkeit. Seine sparsamen Aeußerungen, schwer vom Niederschlag des Erlebten, werden dennoch mehr und mehr inadäquat dem Erlebten; zuletzt inadäquat bis zu jenem Nichtsagenden hin, das mit ein paar immer gleichen hilflosen Formeln so gern noch einmal Alles sagen möchte, — ähnlich dem greisen Evangelisten Johannes, als er, wie die Legende berichtet, sich noch allsonntäglich unter die versammelte Gemeinde tragen ließ, um allsonntäglich mit seiner erlöschenden Stimme eine Predigt von drei Worten zu wiederholen: „Kindelein, liebet einander!“

Wo solche „drei Worte“, wo das Alter mit allen seinen Unzulänglichkeiten und Wiederholungen trotzdem hohe Wirkung thut, wie bisweilen keine Predigt der Geistesgewandtesten vermöchte, wo bis hinein in die Erstarrung des beginnenden Todes von ihm auf die Umlebenden Weisheit und Friede auszustrahlen scheinen, da handelt es sich eben nicht mehr um Etwas, das die Andern noch inhaltlich von ihm übernehmen könnten, — es handelt sich mehr um Das, was es für sich selbst innerlich geworden ist: um einen Zustand, dessen Anblick mitten im Verfall noch veröhnend und befreiend auf Andere wirkt, weil sich, mitten im Verfall, in ihm psychisch das große Erlebnis ausdrücken kann, hart am Rande einer Ewigkeit zu stehen und, in allen Urtheilen und Gefühlen von dieser Nachbarschaft geadet, aller kleinen persönlichen Engen und Bedenken enthoben zu sein. Aber auch ein solcher Zustand wird vom Alter nicht erst geschaffen: er wird von ihm nur offenbar gemacht; wer nicht ein Wenig Weisheit und Frieden schon unterwegs fand und ihnen sein Herz schenkte, Der findet sie am Ziel nicht vor; denn das Alter lernt nichts hinzu, es hat seine Schuljahre hinter sich und beschäftigt sich nur noch damit, unfreiwillig zu enthalten, — Rührendes und Häßliches, je nach Dem, was eine Menschenseele umfaßt hat, je nach Dem, was in ihr ein Leben lang an Raum wuchs oder aber, was sich in ihr immer kleiner verengte. Wenn im Alter eine Schönheit des Menschenthumes heraufkommt, so wird nicht Altersweck, sondern Etwas am ganzen Lebensweck dadurch kund; und in der Tiefe sind das Sterbenkönnen und das Lebenkönnen nicht geschieden. Die übliche Alterskrankheit, sein Widerstand gegen sein eigenes Vorrücken, ist deshalb ein Widerstand mehr noch gegen das Leben als gegen den Tod; ein instinktwidriges Thun, wie wenn sich das Kind weigern wollte, Jüngling, der Jüngling, Mann zu werden, um sich nicht dem allwaltenden Lebensprozeß in ihm selbst hinzugeben. Indem dem Alter die Mittel dazu eben so unaufhaltsam entgleiten, wie etwa dem Jüngling die Mittel des Kindes entglitten sind, überanstrengt und vergeudet es sich dabei in einem seelischen Fieber, das seinen inneren Zerfall beschleunigt. Im Drang, noch einmal Alles aus sich herauszuholen, was es nur irgend zusammenraffen und zu Hilfe nehmen kann, wird es sehr leicht wahllos in seinen Mitteln und steigt in ihrer Anwendung mehr oder minder von der Höhe der Persönlichkeit herab, die es bereits erklommen hatte. Im bunten Rechaus, der dabei zu Tage kommen muß, gelangen dann nicht selten längst überwundene Atavismen von unterst zu oberst, gewinnen Einfluß und vollenden die Seelen-Unordnung, die wie ein Analogon zum körperlichen Zerfall erscheint. Unter Denen, die an dieser Disharmonie des Alters zu frankem Wliegen, zu der ein Anfang wohl in jedem Menschen enthalten ist, sind zwei Haupttypen erkennbar: Der eine stellt den Typus der Alters-Stabilität dar,

indem er sich dem über ihn hinweg brausenden Weltverlauf entgegenstemmt, zum Fels erstarrten möchte, woran die Wellen der Zeit und Zukunft sich wenigstens vorläufig noch brechen sollen, und deshalb alles Bedeutsame oder Erfolgreiche seiner eigenen Lebensrichtung durch gewaltsame Uebertreibungen zum Gesetz für die Anderen macht. Der zweite Typus drückt sich statt Dessen gerade in der Ueberbeweglichkeit der Anpassung aus, womit hinschwindende Kraft sich auf die verschiedensten Standpunkte zu retten sucht, gleichsam sämmtliche Masken der herrschenden Mächte anprobiert, um sich doch vorzutäuschen, was sie selbst nicht mehr ist. In beiden Altersschwächen offenbart sich aber nur in doppelter Form unser Aller menschlich-allgemeinschliche Schwäche, uns im Lauf des Lebens immer mehr mit Dem zu verwechseln, wofür wir lebten, statt daran über uns selbst hinaus zu gelangen.

In unserer Zeit, im hastigen Drängen und Treiben der kulturellen Verhältnisse von heute, erhält der Kampf des Alters noch eine besondere Verschärfung, die ihn fast nothwendig mit lauter Niederlagen enden läßt. Da werden zunächst die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit stets höher geschraubt mit der zunehmenden Komplikation des allgemeinen, des geistigen, künstlerischen, erwerbenden Lebens, so daß ihnen der Einzelne bald nur innerhalb des Zeitraumes seiner besten Jahre genügen kann, also früh schon, früher, als es in der That eintritt, sein Alter nahen fühlt. Und ferner wechseln und wandeln auch alle Dinge auf allen Lebensgebieten so rasch ihre Physiognomie, werden in so rasch fortschreitende Kombinationen und Entwicklungen weitergerissen, daß der Einzelne nicht nur in beschleunigtem Tempo sich selbst, sondern oftmals auch schon den Gegenstand seiner Arbeit austrangirt sieht; dadurch, daß vielleicht bereits vor seinen Augen, zu seinen Lebzeiten, abzuwelken beginnt, was er selbst noch anpflanzen half, ist es gewissermaßen, wie wenn er zwei Tode statt des einen zu besiegen habe. Sein Altern findet unter Erschwerungen statt, von denen ein Mensch unter andersartigen Kulturverhältnissen oder unter primitiveren Daseinsbedingungen kaum Etwas weiß. Man braucht ihm sogar nur den Bauern entgegenzuhalten, der, friedlich sein Feld bestellend, bis zuletzt immer am gleichen Werk thätig, sich so langsam hinaltern läßt, wie es ihm das Gesetz der Natur gewähren mag, um dann, wenn er zurüdttritt, den Dienst am Werk einfach aus seinen müden Händen an jüngere Hände weiterzugeben: Das ist fast nur wie ein Personenwechsel an etwas Unwandelbarem, ein Vorüberziehen von Generationen an Etwas, das ewiger ist als sie und von dessen ruhig bleibendem Hintergrunde sie sich deshalb harmonischer abheben können. Und ähnliche Gründe, wie sie hier stofflich in Bezug auf äußere Gestaltung des Lebenswerkes den Ausschlag geben, giebt es auch in geistiger Beziehung als Erleichterungen des Alters: etwa überall da, wo der Mensch noch stehen ge-

blieben ist auf den Grundlagen einer Weltanschauung, die alle Kämpfe, Zweifel oder Verluste fortschreitender Entwicklung von ihm abwehret, wo er nicht über das Eine hinausdenkt, daß sein Dasein das Feld sei, über dem Gott den Himmel bedeutet und über dem es Sonne oder Wolken giebt nach allwissendem Ermeßen, jenseits alles Wandels und Wechsels der Dinge. Insofern unsere Gefühlsgewohnheiten weit zählebiger sind als unsere Gedanken, mag von solchen Vorstellungen her noch manches Nervenberuhigende mitten in das unruhvollste Drängen und Treiben unserer Zeit hineinwirken, ehe die letzte Stimmung davon wirklich zu Ende klingt. Erinnerungen ähnlicher Art, vielleicht auch die seelenbetäubende Eile des Vorwärtshastens, mögen Vielen gegen den trüben Ausblick auf Alter und Tod als die einzigen übrig bleibenden Hilfsmittel erscheinen.

Und doch ließe sich denken, daß gerade vom anderen Wege her, gerade aus den Erschwerungen, unter denen es heute lebt, das Alter zu einer tieferen Versöhnung mit sich gelangte, als sonst geschehen ist. Daß es, nur von einer ganz anderen Seite, dennoch zurückgelangte zu jener großen Stille, mit der sich ein Baum zusammensinken läßt, wenn seine Zeit erfüllt ist, mit der sich das Thier leben und sterben läßt und von der ein Nest auch noch in der Seele der minder individuell bewußt gewordenen Menschen überlebt. Ist doch diese nämliche Steigerung des individuell entwickelten Bewußtseins, die Alter und Tod so hart macht, zugleich nichts weiter als die spezifisch menschliche Befähigung, nicht nur gleich Baum und Thier in sich beschränkt zu bleiben, sondern sich in tausendfältige Gebilde eigen gestalteten Lebens umzusetzen. Das heißt: Kultur aus sich herauszustellen, Außenformen für den menschlichen Seins-Inhalt zu prägen, in denen er sich wiederholen könnte wie in einer zweiten Welt. Und wie die Menschheit das Leben nicht mehr einfach hinnimmt, sondern ihre Welt, ihr Menschenwerk sich daraus baut, so muß sich ihr auch der Tod allmählich wandeln können aus einem bloßen Hingenommenwerden zu einem ähnlichen Zurücktretten hinter ihr Werk, ihre Schöpfung, wie etwa der Künstler sich hinter die Gestalten zurücktretten fühlt, in denen er sich ausgesprochen hat. Mit dem ersten Steinheil, das er sich erfand, dem ersten Feuer, das er sich entzündete, betrat der Mensch bereits diesen Weg, in dessen Verlauf er Leben und Sterben auf eine neue Weise erlernen sollte: Beides erschwert und Beides bereichert. Daß er dabei, je weiter er kam, desto bewußter auch zu sich selbst kam, begriff schon in sich, daß er auch stets bewußter sich auszugeben und aufzugeben haben würde: daß es an ihm sein würde, das bloße Naturgeschehen — des Sterbens gerade wie des Lebens — zu etwas Zweitem, zu einem spezifisch menschlichen Geschehen zu steigern. Denn Jugend ist: sich ans Leben drangeben in Menschenwerk; — und noch ins hohe Alter, so weit die Kraft reicht, mag sie so wirken. Alter aber

ist: mit dem Herzen erfassen, daß dies ganze Werk nur der dem Menschen eigenthümliche Ausdruck ist für das Eingehen einer kleinen Zeitlichkeit in eine große Ewigkeit, — und Etwas von solcher Ewigkeitsfassung sollte dem Leben schon von Jugendjahren an eignen. Nicht negativ, als resignirtes Wissen um ein Ende, — im Gegentheil: als positive innere Erfahrung wodurch jeder einzelne Augenblick erst souverain wird, erst gelöst wird vom bloßen Momentdienst, den er verrichtete, und sich so tief in sich zusammenfaßt, daß aus ihm werde, was er, nach Goethes Wort, ist: ein Repräsentant der Ewigkeit. Sie kann über dem Leben ruhen wie eine Einheit über aller Vielfältigkeit, wie eine Andacht über aller Arbeit, wie eine Stille über aller Unrast und sich nur zu immer klarerem Bewußtsein herausheben, bis sie im Alter eines Jeden der natürliche Ertrag bleibt, die stumme Feier seiner Seele, — bis sie für ihn das letzte Ereigniß und Erlebnis Dessen bleibt, was ihn zum Menschen gemacht hat.

Herrnskretschen a. d. Elbe.

Von Andreas: Salomé.



Probleme der Plastik.

Schon auf der vorjährigen Ausstellung der Berliner Sezession kamen wichtige Typen der heutigen Plastik zur Geltung, in erster Reihe Meunier, der Bildhauer und Maler, und Adolf Hildebrand, der Bildhauer und Theoretiker. Beide bezeichneten besonders deutlich die scharfen Gegensätze, die sich in der Plastik heute die Wage halten. In diesem Jahre wird die Ausstellung durch Rodin, den Plastiker par excellence, beherrscht. Nicht durch die Zahl seiner Werke — darin übertreffen ihn berliner Künstler — ja, nicht einmal durch originale Schöpfungen hat er sich den Sieg erkämpft; vielmehr sind es Gipsabgüsse, mechanische Reproduktionen in einem toten Material, die die ganze lebendige Produktion um ihn her in den Schatten stellen. Von den zum Theil recht bedeutenden Werken in- und ausländischer Kunst gehört keins der absoluten Kunsthöhe an wie Auguste Rodins „Bürger von Calais“.

Rodin ist oft mit Michelangelo verglichen worden; allein die Statue des Bürgers von Calais hat, trotz ihrer Isolirung von der bekannten Gruppe, eine streng in sich beschlossene Existenz, mit den Schöpfungen des angehenden Barock nichts gemeinsam. Nur einen Prototyp von gleicher Herrlichkeit und Kraft hat die Neuzeit hervorgebracht: den Jaccone des Donatello. Ueber zweihundertjähriges Jahrtausend und bis in die Epoche der ersten Blüthe abendländischer Kunst muß man zurückblicken, um einer anderen Gewandstatue von dieser Stilgröße zu begegnen. Der delphische Wagenlenker hat als der früheste Markstein in dieser langen, wunderbar verschlungenen Entwicklungsreihe künstlerischen Sehens zu gelten: auch er, wie der Jaccone und Rodins Bürger, der Triumphgesang einer siegesbewußten Früh-Renaissance.

Aus dem Zuge, den Rodin zur Erinnerung an die Uebergabe von Calais im Jahre 1347 zu schaffen hatte, tritt ein Einziger hervor: in seiner stummen, regungslosen Verzweiflung unter Klagen, wild Gestikulierenden, dem Jammer Befallenen eine Gestalt von ergreifender Erhabenheit. Eine wilde Energie hat sich jede Faser, jeden Nerv des eigenen Körpers unterworfen; der Laut wird erdroffelt, bevor er sich der Kehle entringen kann. Nicht im leisesten Schreien darf die Seele sich äußern: das Leben selbst scheint versteinert; der gewaltsam gesteigerte Wille hat alle anderen Regungen unterdrückt. Wie vor ihm der griechische Meister und der Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts, fand Rodin in der „Sentinellen“, in dem unerschütterlichen Ernst der aufgerichteten Haltung und des gradlinigen Haltungenwurfs die zwingendste Interpretation des Erhabenen; nur daß er die Macht der Vertikalen durch scharfe Horizontalüberschneidungen noch eindringlicher macht. Darüber hinaus aber offenbaren sich die beiden späteren Schöpfungen gerade an dem Denkmal alter Kunst als verwandte Gebilde; verwandt durch den inneren Sturm und Aufruhr, den bei Beiden die Ruhe verhallen muß, die ein künstlerischer Wille der Erscheinung auferlegt hat. Dort das beglückende, spannungslose Gleichmaß innerer und äußerer Konzentration: eine fast hieratische Größe; hier hinter der äußeren Erstarrung die tiefe seelische Erregung des Propheten, des zum Tode Geweihten, die sich einen Ausweg nur in dem durchwühlten Gesicht, im Blick und in den Händen extropt. Und doch liegt auch bei diesen beiden das Gemeinsame im Grunde nur in der Gesamtimpression, in dem Uebervältigenden der elementaren Kraftleistung, der man immer wieder unvorbereitet gegenübersteht. Sonst spricht ein unendlich verschiedenes Körpergefühl aus den Bildwerken; den modernen Künstler fesseln andere Werte der Erscheinung und anders als dem Quattrocentisten stellt sich ihm das Weltbild dar.

Die zweite im Abguss ausgestellte Statue, ein weiblicher Torso — „La Méditation“ —, ist die zum Bilde gewordene Selbstbesinnung, die lautlose Zwiegesprache des in sich versenkten Ich. Die Stellung ist die denkbar komplizierteste: der Kopf ist geneigt, damit das Ohr die innere Stimme vernehme; die geschlossenen Augen blicken nach innen; der Körper, tief nach der rechten Seite gesenkt, verschließt sich gleichsam der zerstreuten Außenwelt; die Arme mit den allzu gesprächigen Händen fehlen ganz. Niemals ist ein rein innerlicher Zustand so vollkommen verbildlicht worden. Ein Original endlich, ein kleineres Werk aus dem Jahre 1888, athmet die volle Schönheit, die im Marmor bei Rodins Berührung wach wird. Es stellt die Tochter des Danaos dar, die, neben ihrem Krug in die Knie gesunken, sich vollends niedergeworfen hat, so daß ihr Haar, das Gesicht bedeckend, über den Boden flutet. Die ganze Rückenfläche der Gestalt kommt auf dem rohen Sockel zur Entfaltung, vom Gefäß und den Gliedern bleibt wenig sichtbar: eine überraschende Problemstellung, aus der glänzend differenzirt, eine vierfache Belebung des Marmors hervorgegangen ist. Zunächst die beseeelte Form, eine meisterhafte Paraphrase des weiblichen Körpers mit seinem feinen Knochengestüst, den zarten Muskeln und der leuchtenden Epidermis, ein Wunder lieblichster Licht- und Schattenspiele dicht bei der ungeformten Materie, von der es sich gelöst hat. Als Sockel ist der körnige, scharf behauene Block stehen geblieben, in jedem glänzenden Kristall ein Symbol bildungsfähiger Kraft und nach Befreiung — Das heißt: Gestalt — drängenden Lebens.

Daneben, als Kontraste, die ausgeglichene, an Symmetrie gebundene Oberfläche des Gefäßes und die weiche, frei fließende Haarwasse. Wie bei einem Torso des Michelangelo glaubt man, den Vollzug des Werdens selbst, die räthselhafte Gestaltung des Formlosen in ihren Stadien mitzuerleben. Michelangelo umgibt seine Gebilde mit unsichtbaren Grenzen, mit Formgrenzen, die nicht ihnen selbst, sondern dem Marmorblock angehören, dem sie entstammen, — aus der leidenschaftlichen Sehnsucht heraus, kein Theilchen des kostbaren Stoffes der Besetzung zu entziehen. Gerade das Gegentheil erstrebt Rodin. Was bei Michelangelo den Eindruck unvollendeter Werke ins Erschütternde steigert — das geheimnißvolle Emporwachen von Formen aus dem noch unerlösten Material —, Das wird bei Rodin zur bewußt erzielten Kunstwirkung.

Nun noch die Stellung des Künstlers zum Problem der „Gruppe“. Zwei kleine Werke: „Ovids Metamorphose“ (zwei weibliche Figuren in Marmor) und eine Bronzegruppe „Die Geschwister“ geben diesmal Aufschluß darüber: in beiden Werken ein festes Aneinanderfügen der Gestalten, deren Glieder sich mit Vorliebe im rechten Winkel durchkreuzen, so jedoch, daß kein bedeutsamer Theil geschnitten oder unterdrückt wird. Eine große Ehrfurcht vor der Heiligkeit der belebten Form spricht sich darin aus. Freilich findet man bei Rodin weniger ein wirkliches Aneinanderschmiegen der Körper als die bloße Andeutung innerlicher Gemeinsamkeit, die in dem wechselseitigen Begegnen und Ueberschneiden der Linien zum Ausdruck kommt.

Man könnte, im Hinblick auf Rodins Schöpfungen, auf Bartholomäus „Klagende Greisin“ (eine Wiederholung der ergreifenden Gestalt vom Père-Lachaise) und ähnliche Werke, von „Ausdrucksplastik“ im Gegensatz zu jener „dekorativen“ Skulptur sprechen, die ihre Werke mit Rücksicht auf einen bestimmten räumlichen Zusammenhang konzipirt. Doch der Begriff „Ausdruck“ ist augenblicklich stark entwerthet; zu viele unbehagliche Erinnerungen an allerhand Vainurtheile, an eine widerwärtige Akerkunst sind mit ihm verknüpft. Dennoch handelt es sich bei diesen Bildwerken zunächst in der That um die Verkörperung einer starken Empfindung, wobei die Gestalt als Ganzes, nicht ein einzelner Theil, deren Träger ist. Wir suchen Leben und „Ausdruck“ zuerst im Gesicht. Gerade dieses ist bei Rodin oft sogar sehr auffallend verhüllt. Alle Glieder schließen sich, viel mehr von innerer Nothwendigkeit als vom Bildeindruck bestimmt, zur Erscheinung zusammen. Auch auf diesem Wege ist die so wohlthunende Einheit der Gesamthaltung zu erreichen. Hier erweist sich, wie einseitig im Grunde Hildebrands Forderung des „Fernbildes“ für die plastische Kunst ist. Hervorragende moderne Schöpfungen, die dieser Theorie geradezu widersprechen, sind dennoch Vermittler einer tiefen ästhetischen Erregung.

Die eben angedeuteten Gesetze der dekorativen Plastik sind für die Plakette bestimmend, die ich als ein Beispiel von Relieftkunst im Anschluß an ausgestellte Arbeiten Charpentiers herausgreifen möchte. Die Darstellung haftet hier an einer Fläche, ist also in ihrer Entwicklung gebunden. Zwei vollkommene Leistungen hat die bildende Kunst in der plastischen Flächendarstellung aufzuweisen: das griechische und das romanische Relief. Die romanische Ornamentik — noch eindeutiger und konsequenter in der Unterwerfung unter das Reliefgebot — giebt ihre besonderen Aufschlüsse über die Möglichkeiten einer an

die Steinfläche gebundenen künstlerischen Reflektirung der Körperwelt. Den heutigen Versuchen eines stilreinen Reliefs liegt das plastische Prinzip der Griechen zu Grunde. Wo man dem Zauber der romanischen Kunst erlegen ist, kommt es nicht zum freien adäquaten Schaffen, sondern besten Falls zu sorgfältiger Nachahmung. Die griechische und jede verwandte Reliefkunst strebt danach, mit der nothwendigen Rücksichtnahme auf die verbindende Hintergrundsfläche den Eindruck des „Volumens“ bei den Figuren zu vereinen. Zwei Forderungen streiten mit einander: die Gestalten dürfen nicht widersinnig angeheftet, in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt und der dritten Dimension gewalttham entzogen scheinen. Und doch müssen sie für den Beschauer mit jener Hintergrundsfläche korrespondiren, zu der sie gehören. Das heißt: jeder Theil muß in einer solchen Lage zur Erscheinung kommen, daß er sich der Fläche möglichst wenig widersetzt, daß also die Breitendimension, nicht die Tiefenrichtung, überwiegt. Auch den egyptischen Bildnern ist bei ihrer ungeheuren plastischen Begabung dieses Postulat einer auf Körperhaftigkeit gerichteten Reliefkunst nicht entgangen. Es spricht sich auf ihren Wandflächen in der charakteristischen Haltung ihrer Figuren deutlich aus: absolute Frontstellung der Schultern, also des Oberkörpers, bei reinem Profil in Kopf und Beinen. Nur erstarrte hier zu einer Zeit, wo die künstlerische Freiheit noch nicht erreicht war, diese unvollkommene Lösung des Problems schon zum allein gültigen Schema. Wo die späteren Künstler eigenmächtiger verfahren dürfen, wie bei Thierjenseen oder Leuten niederen Standes, macht sich die Darstellung oft genug nicht nur von der Befangenheit, sondern auch vom „Stil“ frei. Ueberwunden wird der Konflikt nur durch eine zwanglose rhythmische Drehung der Figur in ihren Hauptgelenken. Alles Festige, jede jähe Bewegung ist von vorn herein ausgeschlossen. Die möglichen Darstellungsmotive wurden daher, wie es scheint, durch die anmuthigen Bildungen des Parthenonfrieses, der attischen Grabreliefs und ihrer Verwandten der nächsten Jahrhunderte völlig erschöpft; ein enger Kreis, der auch jetzt noch nicht wesentlich erweiterungsfähig scheint. . . Besonders reizvoll äußert sich der Kontrast der Behandlung bei ganz flachem Relief, wie bei Michelangelos Madonna an der Treppe. Neben dem geglätteten Hintergrund taucht fast ohne Uebergang eine zart nuancirte Fläche auf. Von allen Leben schaffenden Faktoren der Wirklichkeit, von dem verschwenderischen Reichthum ist nur ein Hauch gefaßt: die feinste Oberschicht der Erscheinung, dazu noch höchstens der sprechenden Kontur müssen genügen, um eine die der Natur weit übertreffende Formenanregung zu vermitteln.

Diesen Zauber der Modulation zeigen Charpentiers beste Masketten; oft wird er noch durch die diskrete farbige Abstufung des Bronzetons erhöht. Am Schönsten wirkt das dunkelbraune, in den Tiefen etwas grünliche Material, aus dem die Rundungen der Modellirung fast im Goldton heraustreten. Die grauen Silberplaketten dagegen haben etwas Blaues, Stumpfes. An der Helligkeit des Materials zerstreut sich das Licht; die Schatten können sich nicht sammeln und scheinen kraftlos.

Noch sollte die Thierplastik erwähnt werden. Sie ist diesmal besonders reich in der Sezession vertreten. Einstweilen stellt sie sich — ich denke an die Arbeiten Augusts Gaul — als Genrekunst dar. Es bleibt abzuwarten, in welchem Maße sie des modernen Interesses sich bemächtigen kann.

Krach.

Ich hatt' einen Kameraden. Zu Diesem ging ich eines Tages, es war im Herbst 1872, und sprach, zur Thür hineinstolpernd: „Weißt Du was Neues, Philipp? Heirathen werde ich!“

„Wa . . . ? Was wirst Du?“

„Heirathen!“

Der Philipp war auf dem Feder gelegen. Jetzt richtete er sich sacht auf in seiner ganzen Länge — er war ziemlich lang — und sprach: „Heirathen? Du? Ja, hast Du denn ein Mädel?“

„Rein, eine Braut.“

„Na, hörst Du, Das interessiert mich,“ sagte er. „Hat sie Geld?“ Denn er war Einer von Denen.

„Das weiß ich nicht.“

„So hast wohl Du Geld, wenn Du heirathen willst.“

„Aber natürlich.“

„Na, setz Dich zu mir und erzähle.“

Er machte mir neben sich Platz auf dem Feder. Ich dachte, jetzt wird er Alles wissen wollen: wann wir uns kennen gelernt; ob sie blond ist oder schwarz; und wie alt; und wie groß. Und ob ich denn keine Photographie von ihr mit hätte. Auf solche Fragen wäre ich wohl gerüstet gewesen. Er aber legte mir seinen Arm um den Nacken, lachte mir mit seinem breiten Gesicht in die Augen und sagte: „Aber Junge! Davon wußte ich ja kein Wort, daß Du Geld hast. Wo hast Du es denn?“

„In der Sparkasse.“

„Biel?“

„An zweitausend Gulden!“

Er that einen lustigen Pfiff und rief: „Ach, da schau mal her! Und damit willst Du jetzt heirathen.“

„Im nächsten Frühjahr.“

„Nun, nun! Das Schlafzimmer kann man sich schon einrichten mit zweitausend Gulden. Bleibt vielleicht sogar noch übrig für eine Wiege.“ Dann klüpfelte er mit der Stiefelspitze auf der Diele und sagte: „Weißt, Freund, ich an Deiner Stelle möchte meine Braut überraschen. Und ihr am Hochzeitstage statt zweitausend Gulden das Dreifache vorlegen. Junge Weiber sind gar nicht böse, wenn der junge Mann Geld hat. Das Dreifache, verstehst Du? Und spielend, ohne daß Du einen Finger weiter zu rühren brauchst.“

„Was meinst Du?“

Philipp schob seine Hände in die Hosentaschen und lehnte sich aufs Sofa zurück.

„Junger Mann,“ sagte er, „ich will Dir was erzählen. Aber es ist ja ganz einfach. Ich habe gestern mein Landgut verkauft. Es ist schändlich, was

so ein Landgut trägt. Nicht drei Prozent, sage ich Dir. Schlugs noch leidlich los. Um fünfunddreißigtausend. Nicht gerade glänzend; macht aber nichts: um so vortheilhafter legt sich jetzt das Baargeld an. Ich komme soeben von der Bank. Siehst Du?!"

Er zog aus seiner Brusttasche ein Packet Papiere. Werthpapiere.

„Nach ein paar Monaten können sie das Doppelte werth sein, das Drei-, Vierfache. Du, man hat keine Ahnung, was da heutzutage zu machen ist! Ich kenne zwar Deine Braut noch nicht. Du bist ja so geizig mit ihr, stellst sie mir nicht vor, zeigst mir kein Bild von ihr, erzählst mir nicht einmal. Und doch liebe ich sie, weil sie die Künftige meines liebsten Freundes ist. Gefällt sie mir auch sonst, — gut, so werde ich mir schon die Stelle als Hausfreund warm halten. Na, Spaß bei Seite. Jetzt ist das Nothwendigste, daß Du zu Geld kommst.“ Er blickte auf seine Taschenuhr; es war eine goldene. „Jetzt ist es zehn Uhr. Um zwölf Uhr wird die Sparkasse gesperrt.“

„Nein, um ein Uhr!“ Das wußte ich.

„Gut, also um ein Uhr. So hast Du noch drei Stunden Zeit, Deine zweitausend Gulden herauszunehmen. Thue mir — Das heißt: Dir, Deiner Braut — den einzigen Gefallen und kaufe Werthpapiere. Siehst Du, die da, die besten und sichersten, die es geben kann. Nicht einen Tag sollst Du säumen, denn das Papier steigt ganz rapid; jeder Tag, an dem Du Deinen Schwarm in der Sparkasse noch länger liegen lässest, ist ein Verlust, ein Verbrechen an Deiner künftigen Familie. Peter, ich habe Dich immer lieb gehabt. Ich werde Dich verlieren. Das weiß ich ja so, daß der Freund nichts mehr ist, sobald er die Seinige unter Dach hat. Aber ein Bißchen zu Dank verpflichten möchte ich Dich geru vorher und Deinen Kindern sollst es einstmals sagen: Wenn der Philipp nicht gewesen wäre! Dem Philipp habt Ihr den Wohlstand zu verdanken. So geh doch jetzt. Die Bank ist bis drei Uhr offen. Bei Löwe & Stern, Ecke der Herrerstraße. Soll ich Dir's aufschreiben? Soll ich Dich dann an der Börse erwarten?“

Ich ging fort. Wie kommt mir heute der Philipp vor? Er ist doch sonst nüchtern. Und gewissenhaft. Sollte ihn auch das Gewinnsieber erfasst haben? Man hört, daß es jetzt so arg grassirt. Nun, mir thuts nichts. Ansteckende Krankheiten fürchte ich nicht viel.

Zur Sparkasse ging ich natürlich nicht. Das Bißel, was drin liegt, soll liegen bleiben. Weiß ohnehin nicht, wie man dazu kommt, daß es fünf Prozent trägt, ohne daß man einen Finger zu rühren braucht. Jrgendwo muß sich doch was rühren, daß es so wächst. Dachte nicht weiter dran und ging zur Braut

Natürlich, die Liebesgeschichte soll ich Euch jetzt ausmalen, meine Damen.

Um Entschuldigung: diesmal nicht; heute bin ich ganz Geschäftsmann.

Als im nächsten Frühjahr der Hochzeitstag in die Nähe kam, als Alles in der Stadt florirte, nobel lebte, während ich das neue Heim nur ganz einfach einrichten konnte, da fiel mir wohl manchmal ein: Wenn Du dem Philipp gefolgt wärest! Die Papiere stehen schwindelnd hoch, ohne jede besondere Manipulation hätte sich das kleine Vermögen verzweifacht. Bei Anderen hat es sich verfünffacht seit einem Jahr. Wenn man einigermaßen Mißtrauen hat, so kann man die Scheine doch rechtzeitig verkaufen. Es soll ja überhaupt keine

Gefahr sein. Der politische Horizont völlig klar, alle Geschäfte glänzen um die Wette. Wenn man halt keinen Muth hat, bleibt man ein armer Teufel.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit ließen weitere Skrupel nicht aufkommen. Am dreizehnten Mai endlich sollte die langersehnte Stunde schlagen, die uns einander gab.

Da war es vier Tage vorher, gegen Abend, daß mein alter Kamerad Philipp ganz verstört durch die Gasse lief, mich anstieß und, ohne „Pardon“ zu sagen, davonhastete. Er hatte mich gar nicht erkannt. Auch Andere hatten es heute besonders eilig und an den Ecken standen Menschengruppen, die hastig mit einander sprachen und mit den Armen hin- und herführten.

Was was geschehen?

„Es kann nur vorübergehend sein!“ hörte ich sagen. „Es erholt sich wieder.“

„Nein, es erpöht“ sag ich. „Was ist eine Kündsturz?“

Ein Börsensturz.

Und dann, am Vorabende der Hochzeit. Ich ging etwas spät von der Braut heim. Die Straßen waren menschenleer. Auf der Brücke sah ich im Dunkeln einen Mann, der sich ans Geländer lehnte und in die Tiefe blickte, wo das dumpfe Rauſchen des Stromes war. Ich erkannte meinen Philipp. Ich beobachtete ihn; das Ding war nicht ganz geheuer. Als er mit dem einen Fuß aufs Geländer sprang, packte ich ihn am Arm: „Was ist?“

„Lassen Sie mich, wen gehts was an?“ stöhnte er; dann, als er mir beim Schein der nächsten Laterne ins Gesicht schaute: „Du?! Freund . . . Du kommst mir jetzt ungelogen.“

„Aber zur rechten Zeit, wie ich glaube.“

„Sah mich fahren. Bettler giebt's noch genug.“

„Du hast verloren?“

„Alles.“

„Und darum willst Du da hinab? Ja, Philipp, weshalb laßest denn Du mich nicht ein, mit Dir zu kommen?“

„Hast Du auch verloren?“ fragte er; sein Ton erstarrte fast. „Nein, Du wirst doch nicht auch spekulirt haben?“

„Du hast mirs doch so angelegentlich gerathen.“

„Du wirst . . .! Um Gottes Willen, Du wirst doch nicht auf mich gehört haben?“

„Warum denn nicht? Du hast mirs ja so gut gemeint.“

Er forschte mir ins Gesicht: „So sieht Einer aus, der sein Vermögen verloren hat?“

Und ich entgegnete: „Ja, sein ganzes, kleines Vermögen, das er durch die Jahre mit Fleiß erworben, mit Fleiß erspart hat! Und wenn er nun zu dem lieben Mädchen gehen muß und sagen: Kind, mit unserer Heirath ist es nichts. Ich bin ganz und gar vermögenslos, ich bin muthlos, ich bin leichtsinnig gewesen, mein Leben ist verspielt! Und das Deine auch. Dann stuchen, weinen, verzweifeln! Und Das, Philipp, hast Du auf dem Gewissen!“

Da er Solches von mir hörte, wollte er mit Gewalt ausreißten und hinab. Ich zog ihn zurück, daß er mit dem Rücken auf die Brücke fiel. Dort blieb er liegen und hub zu schluchzen an.

„Du armer Mensch“, höhnte er. „Also auch Dich, auch Euch habe ich unglücklich gemacht!“

„Hättest unglücklich machen können, solltest Du sagen. Wisse nur, daß ich Deinen Rath nicht befolgt habe. Mein Bißchen Geld liegt noch in der Sparkasse und ist wieder um hundert Gulden mehr geworden. Und Du packe Dich jetzt zusammen!“

Mit Mühe habe ich ihn in meine Wohnung gebracht. Dort tranken wir Bier und rauchten Cigaretten. Und dann sagte ich, auf den Strom anspielend: „Es geht uns ja eigentlich recht gut, wir sitzen Beide im Trocknen.“

„Aber sage, Freund, was soll ich denn jetzt machen?“ fragte er. „Denn hin ist Alles, mein Geld und mein Landgut. Nur noch beim Käsehändler sind sie zu verwerthen, diese Werthpapiere.“

„Haben sie nicht eine leere Rückseite? Die meisten, ja? Siehst Du, am Ende ist's doch noch ein gutes Papier. Du warst einmal schriftstellerisch thätig, wie mich dünkt.“

„Vah die Thorheit ruhen. Ich war den Verlegern immer zu idealistisch.“

„Aha, bist Du auf die Wuchertzinsen verfallen! Höre mal, Philipp: idealistisch sind die Herren immer nur, so lange sie keine Erfahrung und kein Geld haben. Schreibe einen Roman: Wie ich arm wurde! Vielleicht wirst Du damit wieder reich. Schreibe Deine Erlebnisse, Deine ganze Dummheit hinein. Auch meine Liebesgeschichte schenke ich Dir dazu. Du kannst den Bräutigam auf der Börse spielen lassen und das Brautpaar unglücklich machen, wenn es Dir Vergnügen macht, nur müssen sie später wieder glücklich werden und sich kriegen, natürlich. Im Roman kannst Du meinetwegen auch ins Wasser gehen, wenn es unumgänglich nothwendig ist; ich rette Dich sehr gern mit dem größten Heldennuth und nach der Trauung kann mir der Bezirkshauptmann die Rettungscordelle an den Rock heften. Das wirkt großartig und daraufhin kann der Verleger um tausend Exemplare mehr drucken lassen.“

„Nun bist Du wohl fertig mit Deinem Spott! Mit Deinem schlechten Spott!“ rief er zornig aus. „Mein Lieber, die Federuchserereien will ich schon Solchen überlassen, die zu sonst nichts zu brauchen sind, verstehst Du? Ich will mein Brot redlich erwerben, mit Arbeit!“

Stand er groß da! Und ich klein. Doch war ich zufrieden, ihn so weit zu haben.

Am nächsten Tage, bei der Hochzeit, war er leidlich vergnügt. Und heute, nach siebenundzwanzig Jahren? Ob der Philipp mehr oder weniger Geld hat, darauf kommt's ihm nicht an. Seine Rede ist so: „Hätts nicht gekracht, dazumal, so wäre ich ein Geldlump geworden.“ Nun ist er ein arbeitsamer Mensch geworden.

Also eine moralische Geschichte für Kinder!

Na, na, man braucht ihn's nicht nachzumachen; wer lieber ein windiger Geldlump ist und beim ersten Kalbeur auf die Brücke läuft: ganz nach Belieben.



Selbstanzeigen.

Dorian Gray von Oskar Wilde. Aus dem Englischen übersezt und mit einem Vorwort versehen von Johannes Gaulte. Max Spohr, Leipzig.

Mit der Uebersetzung von Wildes „Dorian Gray“ (*The picture of Dorian Gray*) übergebe ich dem deutschen Publikum das Hauptwerk einer der eigenartigsten Erscheinungen der englischen Literatur, der Weltliteratur überhaupt. In Deutschland ist Oskar Wilde zuerst durch seinen Skandalprozeß von 1895 bekannt geworden; aber nur einige seiner dichterischen Werke und ästhetischen Essays sind in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Und dennoch dürfte Wilde den Literaturhistoriker und den gebildeten Leser nicht weniger interessieren als die ihm verwandten Dichter Noeterlinck und Gabriele d'Annunzio. Ein tragisches Geschick ließ Wilde nicht zur vollen Entfaltung seiner dichterischen Fähigkeiten gelangen. Er, einst der verhätschelte Liebling der englischen Gesellschaft, wurde plötzlich seines Nimbus entkleidet und ins äußerste Elend gestoßen. Auf Grund eines bloßen Indizienbeweises wurde er wegen perversen Geschlechtsverkehrs zu einer entehrenden Kerkerstrafe verurtheilt. Wer in England auf Reputation hielt, mußte ihn verleugnen. Ein Sturm der Entrüstung brach los. Private und öffentliche Bibliotheken verbrannten schleunigst seine Werke, die Theater strichen seine Stücke vom ihrem Repertoire und seine Verleger verhängten über ihn den Boykott. Diese Richtung eines freien Geistes dürfte in der Geschichte der neueren Zeit wohl ohne Beispiel dastehen. Die Rogisseure des Spektakels haben aber weniger Wilde als sich selbst gerichtet. Im Grundekehrte sich auch die ohnmächtige Wuth der Moralphilister, die das Stoffgebiet der Kunst nach ihren beschränkten Ideen eingeeignet wissen wollen, weniger gegen den Menschen Wilde als gegen den Dichter, der dem Grundsatz huldigt: *L'art pour l'art*. Der Philister kann nun einmal eine Kunst, die jede moralisirende, politische oder soziale Tendenz ausschließt, nicht vertragen. Zum besseren Verständniß Wildes sei kurz auf sein Kunstprinzip hingewiesen. Höher als alles Andere steht ihm der reine ästhetische Genuß an einer Sache oder am Leben selbst. Wohl philosophirt er viel über den Sinn des Lebens, doch findet er auch hierin wiederum mehr ein ästhetisches Vergnügen als eine wissenschaftliche Befriedigung über die gewonnenen Resultate. Die Methode, das Experiment als solches, ist ihm Alles; was dabei herauskommt, ist Nebensache. Wilde besitzt nicht, wie Nietzsche sagt, die Tugenden des aufsteigenden Lebens; aber er ist dafür mit allen Tugenden und Besonderheiten der Decadence verschwenderisch ausgestattet. Man mag die ästhetische Verachtung der Geistesrichtung und der dichterischen Methode Wildes anzweifeln; wer sich aber einigermaßen von Vorurtheilen frei glaubt, muß die große Persönlichkeit und das starke Künstlerthum des Briten anerkennen. Es ist der Versuch gemacht worden, gerade „Dorian Gray“ als eine Vertheidigung des Homosexualismus und seiner Ausschweifungen zu deuten; wer aber das Buch unbeeirrt von billigen Schmähungen liest, dürfte auch nicht die leiseste Spur einer solchen Tendenz darin entdecken. Im Gegentheil könnte man, wenn man doch einmal an eine dichterische Arbeit der philistöse Maßstab gelegt werden soll, „Dorian Gray“ eine gewisse moral-

irrende Tendenz zuerkennen. Denn der fluchbeladene Held geht ja unter den schauerlichsten Umständen elend zu Grunde. Schließlich kommt es bei einer Dichtung aber gar nicht auf die Tendenz an; ihr Werth wird allein durch die künstlerische Gestaltungskraft bestimmt.

Johannes Gaulte.

◆

Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Größe. Hamburg 1901. Alfred Janssen. Preis 1 Mark.

Es ist mir, an der Größe des Mannes gemessen, stets unbegreiflich gewesen, daß Johannes Wedde in literarischen Kreisen unbekannt geblieben ist. Als Politiker hat er unzweifelhaft seinen Weg gemacht, großen Einfluß gewonnen und sich die Hochschätzung sowohl der Parteileiter als auch der hamburger Arbeiterbevölkerung errungen. Aber als Dichter und Philosoph ist ihm in weiteren Kreisen die Anerkennung versagt geblieben. In dieser Eigenschaft hat ihn die Sozialdemokratie nicht auf den Schild gehoben, wie ich glaube, theils aus instinktivem Gefühl, theils aus der klar erwogenen Ueberlegung heraus, daß Wedde einen Idealismus vertritt, der, wenn er von den Führern empfohlen würde, die Partei mit ihrer eigenen materialistischen Geschichtsauffassung in Widerspruch verstricken müßte. Die an der Literatur interessirte Welt hat von Wedde entweder überhaupt nichts erfahren oder ihn böswillig totgeschwiegen. Nachdem er über sechs Jahre verstorben ist und die berufenen Erklärer modernen Geisteslebens achlos an ihm vorbeigegangen sind, habe ich, wie zaghaft ich auch von meiner Befähigung dachte, die Verpflichtung gefühlt, auf ihn öffentlich hinzuweisen.

Hamburg.

Johannes Hermann Müller.

◆

Hamburgs Kritik. Hamburg, Verlag von Carlp.

Ich habe versucht, die in Hamburg ganz besonders stark hervortretenden Mißstände in der Theaterkritik, die sich immer tiefer einzunisten scheinen, zu beleuchten, um vielleicht durch offene Aussprache Dessen, was Viele wissen, aber Wenige sagen, eine Besserung anzubahnen. Vielleicht —: ich erinnere mich, daß es in anderen deutschen Städten nicht viel besser mit der Kunstkritik steht. Aber eben deshalb erregt die kleine Schrift vielleicht auch anderswo Interesse.

Hamburg.

Dr. Loewenwald.

◆

Alte und neue Menschen. Breslau, Schlesiße Verlagsanstalt von E. Schottländer.

Keinen Tendenzroman bietet ich, sondern den anspruchloßen Versuch, was ich sah und sehe, zu schildern, — Menschen, wie sie unsere gährende Zeit so vielfältig hervorbringt. Daß der Humor trotz den drohenden Unwettern zu Worte kommt, möge man mir nicht als frivole Auffassung anrechnen; ich meine, mehr als je bedarf man heute des erlösenden, befreienden Lachens.

G. von Beauhieu.

Schall und Rauch.

Los vom Theater! Neu ist dieser Schlachtruf ja nicht; aber nie ist er so eindringlich — aufdringlich wäre auch nicht falsch! — erhoben worden wie jetzt. Die Grundstimmung, der er sich entringt, ist die verzweifelnden Ekels an jenem ganz und gar verheuchelten, verdummten, langweiligen Komplex theatralischer Kultur, wie er uns mit vielem Anderen als Erbschaft der antiken Bildung überkommen ist, wie er dann von der neuzeitlichen Literatur- und Kunstbewegung Europas immer und immer wieder neu belebt und galvanisirt und immer wieder von den stärkeren Einflüssen der sozial-wirtschaftlichen Umgestaltungen der letzten anderthalb Jahrhunderte entstellt worden ist. Los von diesem Theater! So hat man zu den Zeiten der Neuberin, Lessings, Goethes und Schillers, Hebbels und Grillparzers gerufen. Los von diesem Theater, hieß es dann wieder, als Angenruher aus dem langsamen Verhungern nicht herauskounte, als Ibsen nie das ihm gebührende Recht werden wollte. Und wieder erschallt der Ruf jetzt, obwohl wir eben erst in der Philharmonie hörten, daß wir, über die stümperhaften, von betrübender Unkenntniß der Zeiterlebe zeugenden Versuche des verflohenen Jahrhunderts hinausgewachsen, in eine glänzende Ära künstlerischer — und besonders dramatischer — Kultur eingetreten seien.

Aber alles Reden ist nur Schall und Rauch; alle die dicken Bücher über Dramaturgie, von verärgerten Leuten, die nichts Besseres und namentlich nichts Einträglicheres können, geschrieben, die der Reib, der blaße Reib auf das gelbe Gold, das den erfolgreichen Theaterstückfabrikanten von den Brettern flieht, distillirt, sind unglös verunreinigtes Druckpapier; die That ist Alles, nichts der Ruhm der Theorien. Das hat man endlich eingesehen und in richtiger Konsequenz begriffen, daß an einer so gütlich verfahrenen Sache nichts auszubessern ist, daß man sie am Besten ihrem Parasitus überläßt und neben ihr, frisch, frei, fröhlich — wenn auch nicht gerade fromm! — das Neue baut, das noch nicht Dagewesene, das Jungfräuliche, das von ungebrauchten Kräften aus verschütteten Tiefen oder aus erst dämmernden Fernen neuer Morgenröthen der Menschheit mythisch Empfangene, die neue Kunst neuer Seelen.

Viele Wege führen zu diesem ersehnten Ziel; man kann den gehen, der durch die große, stilisirte Landschaft fährt, an leuchtenden Lilienfeldern, an den blauen Schattenmassen heiliger Daine vorbei, über breite, blendende Marmorstufen hinauf in strahlende Hallen, zu denen der Tuba feierliche Klänge laden, den edel gefornnten Instrumenten entlockt von hohen Männern in purpurnen Gewänden; oder man schließt sich dem vergnüglicheren Troß an, der auf dem Eselwagen mit lustigen Narrengeberden durch die laute Wirklichkeit des modernen Tages sich drängt und auf dem Markt sein Gerüst aufschlägt. Im Priesteralar oder im Harlekinohemd mit den großen roten Knöpfen. Eins oder das Andere. Die ganz Klugen wählen Eins und das Andere. Das ist ja auch nur natürlich: so wenig, wie es jemals einheitlich gute und einheitlich schlechte Menschen gegeben hat, hätte es je einheitliche Kunstgattungen geben sollen. Peiden wir schon an der ungeheuren Relativität der Welt: warum soll sich denn die Kunst darauf kapriziren, gegen alle Natur der Thatfachen das Einheitliche der Stimmung, der Form, der Linie zu schaffen? Es lebe die Mischung: das

Grotesk-Graviöse, das Burlesk-Tragische, das Schmerzhaft-Frohliche, das Metaphysisch-Triviale, das Kosmisch-Neuropathische und so weiter.

Das ist durchaus nicht „einheitlich ironisch“ gemeint. Selbstverständlich nicht. Aber ich betone es doch ausdrücklich als gutes Recht, als Nothwendigkeit auch für die armen Leute, die über Kunst nur schreiben, nicht selbst Kunst treiben können, daß auch sie nicht mehr so grob und geradefin verstanden werden dürfen, daß auch sie ohne die Nuance der Mischung nicht auskommen können und daß sie darum keineswegs, wenn sie sich über gewisse Dinge lustig machen, dieser Dinge Feinde sein müssen. Im Gegentheil.

Es ist natürlich sehr thöricht, in Holzogens Buntes Theater, in Villencous Buntes Brett, in Bierbaums Lebende Lieber, ins Teloplasma — wer nennt die Namen, die seltsamsten, neuerfundnen, alle der neuen Künste? — hineinzutreten, in der rechten Noctasche den Aristoteles, links die lessingische Dramaturgie und unter der Weste Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Es ist eben so thöricht, der Kunst nach alten Mustern die Grenzen abzustechen, wie es thöricht ist, sich seinen Kopf über die Dinge zu zerbrechen, die erst werden wollen. Und nutzlos obendrein. Man soll sich ihnen nicht in den Weg stellen und schreiben: Nicht dort hinaus, da gehts auf den Holzweg! Niemand hört darauf, — und schließlich kann Keiner wissen, ob der Weg, der jetzt für unsere Augenweite, die wir durch die Brille der Kunstgelahrtheit noch fälschen, ganz ungehenerlich erscheint, nicht doch am Ende in ein weites Fruchtland führt. Tout passe, l'art robuste soul a l'éternité, sagte Theophile Gautier; man versteht das Wort wohl richtig, wenn man die innere, unverwiltliche Lebenskraft im Künstlerischen, das an sich und durch sich selbst Gegebene, als Gewähr für die Dauer nimmt. Aber auch dazu braucht man immer erst einige Entfernung vom Gegenstand: in der nächsten Nähe ist der Blick auch des Scharfsichtigsten immer geblendet und vermag künstlerische von künstlichen Flammen schwer zu unterscheiden. Also nicht vorschreiben: Das darfst Du nicht! Jenes mußt Du machen und mußt es so und so machen! Aber fordern: Was Du machst, mußt Du unbedingt gut machen, so gut, daß das gesunde Stück Leben, das in jedem Wollen steckt, herauskommt ans Licht der reisenden Sonne.

Als die Schauspieler des Deutschen Theaters noch im Künstlerhaus in der Bellevuestraße abends zu später Stunde zusammenkamen und vor Leuten, die, weil sie genug „Pathos der Distanz“ besitzen, auch die Fähigkeit haben, das Ernsthafte, mehr oder minder Große der Kunst, wenn es durch das Medium der Parodie, der grotesken Satire als Karikatur dargestellt wird, unangetañtet in sich zu bewahren, deren Empfinden für Kunst durch ein solches Sturzbad übermüthigster Jachingslaune nur gekräftigt und geklärter wird, — als sie vor einem solchen Publikum ihre Ueberbrettelspäße, die sie „Schall und Rauch“ nannten, spielten, da machten sie ihre Sache sehr gut. Als sie sich mit dem besonderen Hintergedanken, die Sache ins Große, Beschäftigte zu treiben, zu einer G. m. b. H. zusammenthaten, Unter den Linden, da, wo die Snobs in den dichtesten Schaaeren wandeln, einen feierlichen Saal sich mieteten, mit dem Aufgebot geschäufster Stimmungskünste ihn dekorirten und nach vielversprechender und auch geschmackvoller Reklame — das von Erik gezeichnete Plakat ist eins der besten der letzten Jahre — endlich vor dem großen Publikum debutirten, da machten

ſie ihre Sache herzlich ſchlecht. So ſchlecht, daß darüber ganz ernſtlich mit ihnen ins Gericht gegangen werden muß. Nun und nimmer durften Leute vom Fach, Künſtler, die ihrem Können und ihrer Intelligenz nach ein gutes Recht hatten und haben, ſich über alle die ſchauerhaften Zöpfe eines geiſtloſen, läderlichen, nur zu oft von idiotiſchen Parvenus verwalteten Theaterweſens luſtig zu machen, mit einer ſo völlig unfertigen, unreifen Leiſtung vor die Oeffentlichkeit treten. Man konnte trübſinnig werden. Denn man ſah, wie hingebender und verſtändiger Eifer ſich gemüht hatte, eine Fülle guter Ideen und guten Stoffes herbeizutragen. Nur war auch nicht die leiſeſte Spur eines Harmonie aus dem Chaos ſchaffenden Prinzips zu merken. Ich glaube, daß der Saal ſehr ſchön wirken kann, wenn man ein Duzend der ſtörendſten Diſſonanzen entfernt. Sah man ſie nicht? Würde man nicht, daß man freilich mit den einfachſten Andeutungen oft mehr erreichen konnte als mit lächerlichem realiſtiſchem Theaterplunder, daß dann aber die Andeutung durch Korrektheit ihren Stil empfangen muß? Ueberhaupt iſt das ganze Unternehmen, wie es jezt iſt — wie es aber hoffentlich nicht bleibt —, auf eine falſche Perſpektive eingeteilt. Eine breite Kritik des Kunſtweſens wird geboten, die aber durch das Antippen immer der ſelben Laſte nervös macht. Trotzdem, oder vielleicht gerade, weil dieſe kritiſche Note richtig iſt, giebt ſie allein doch keine Muſik. Alſo bitte meine Herren und Damen vom Bau: Etwas Maß, Taft und Harmonie! Schall und Rauch haben wir geſoffen; wie wäres nun mit etwas nicht unweiblicher „Himmelsgluth“ dazwiſchen?
Max Marterſteig.



Sanirungen.

Sir leben in einer Zeit der Veſetreterei. Ueberall Kompromiſſe, nirgends ein keckes Draufgängerthum. Daß Kompromiſſe manchmal nützlich wirken und zur Ausſöhnung führen können, ſoll nicht beſtritten werden. Sehr oft aber dienen ſie doch nur dazu, die Austragung eines Streites zu verſchleppen. Und gerade ſolche Kompromiſſe ſind in unſerer Finanzwelt allzu häufig geworden. Das lehrt ein Blick auf die ſogenannten Sanirungen.

Sanirung: Wort und Sache ſind faſt ſo alt wie die Aktiengeſellſchaft. Schon während der erſten großen Gründerepoche, in den ſiebenziger Jahren, gab es offizielle und geheime Sanitätäräthe, die durch die Behandlung der Aktiengeſellſchaften ihre Geldbeutel ſanirten. Dieſen Sanitätäräthen wurde hauptſächlich der Vorwurf gemacht, ſie ſeien zu energiſch, zu leicht geneigt, ihre Chirurgentüchtigkeit dadurch zu beweifen, daß ſie den ihrer Behandlung verfallenen Geſellſchaften die kranken Theile abſchnitten. Da wurde das Aktienkapital auf ein Minimum herabgeſetzt, da wurden Vorzugsaktien geſchaffen, Obligationen ausgegeben, Zuzahlungen geleiftet; und dem Drzenkeſſel ſolcher Finanzkunſt erſtlich, manchmal allerdings erſt nach mehrmaliger Anwendung höllischer Zauber mittel, eine neue, geſunde Geſellſchaft. Man hat dieſe Sanitätäräthe geſcholten und beſchimpft; doch ſelbſt der blaſſeſte Neider mußte ihnen den Ruhm geſchäftlicher Tüchtigkeit laſſen.

Seitdem haben die Zeiten sich geändert. Die Aktiengesellschaften, an denen die Medizinmänner von anno 73 ihre Kraft erprobten, waren meist kranke Gesellschaften mit geringen Aktienkapitalien. Heute dekretirt die Mode, zu einer „anständigen Pleite“ gehöre ein Aktienkapital von mindestens 20 Millionen und ein möglichst noch beträchtlicheres Obligationenkapital. Da müssen die kleinen Schächer mühsig im Winkel stehen, weil ihre Kraft nicht mehr ausreicht; stärkere Beschwöckerkunst ist nöthig und die Haute Banque hat deshalb in höchsteigener Person die Pflichten und Rechte der Sanirung-Kommission übernommen. Natürlich sehen nun auch die Sanirungen anders aus. Die Zahl der Kranken ist gestiegen, der Beruf der Aerzte schwieriger geworden. Die sanirenden Banken hatten vor allen Dingen rechtzeitig zu bedenken, ob der Zusammenbruch eines Institutes ihre Geschäftskreise arg stören oder unberührt lassen würde. Und natürlich sollte bei der Sanirung auch ordentlich verdient werden. Daraus entstand eine heikle Aufgabe. Um ihr gerecht zu werden, durfte man nicht mehr, wie die Sanitätärthe der guten alten Zeit thaten, das scharfe Messer blank dem Publikum zeigen; die Klinge mußte verborgen, des Heuchelns feinste Kunst angewandt werden. In den allermeisten Fällen suchte man ohne Messer, ohne sichtbaren operativen Eingriff zu helfen. Puder ist ja auch eine brauchbare Sache. Wird tüchtig Puder drüber gestreut, so sieht man die wunde Stelle von Weitem nicht. Zwar ist's keine Kur, nicht einmal eine Symptomkur; aber die Hauptsache wird erreicht: das Publikum glaubt, Alles sei gesund, Alles, wie es einst vor dem wiener Ringtheater hieß, gerettet. Im Ernst: sehr viele Sanirungen der letzten Zeit sind nicht mehr werth als Taschenspielerstückchen. Es sind Kompromisse, die den Zusammenbruch und den weithin hallenden Krach verzögern, aber nicht verhüten können. Dabei geht's zu wie beim Damespiel, wenn man die Dame von einer Ecke in die andere schiebt, so daß das Spiel niemals beendet werden kann. Die Kiefernposten von Waaren und Effekten sind von einer Tasche in die andere geschoben worden; und das Spiel wird erst enden, wenn einer der Mitspielenden aus irgend einem Grunde zusammenbricht. Ich habe hier schon oft davon gesprochen und brauche es heute nicht noch einmal ausdrücklich zu begründen, daß auch die Unsummen der laufenden Wechsel bei den Sanirungen nur prolongirt, nicht aber bezahlt worden sind. Die Regisseure dieser Komödien bauten auf die Kraft ihrer großen Namen, die das Publikum anlocken sollten. Gelang dieser listige Plan, dann konnten sie die übernommenen Werthe schnell wieder loswerden. Doch ihre Rechnung hatte zwei böse Fehler. Die Schläuen täuschten sich in der Abwägung der wirtschaftlichen Konjunktur und der handelnden und wandelnden Menschen. Daß diese beiden Faktoren anders geworden sind, als sie früher waren, steht in einem gewissen inneren Zusammenhang. Die Konjunktur geht rückwärts, immer rückwärts. Das leise weiterwirkende Erdbeben hat selbst gewaltige Säulen kapitalistischer Pracht zum Stürzen gebracht und diese Erschütterung aller Autorität konnte nicht ohne tiefen Eindruck auf die kapitalistischen Seelen bleiben. Die großen Namen haben die suggestive Wirkung eingebüßt, die sie früher über die Massen hatten. Die Finanzwelt ist demokratischer geworden; sie hat das Gefühl für die Majestät verloren. Denn die Kleinen haben während der ersten Krachstöße die Großen in ihrer unterhüllten Nacktheit und Schwäche gesehen. Selbst der eifrigste Volkspatriotismus ist verstummt. So ist es, am nur ein bekanntes

Beispiel anzuführen, den Faisceurs trotz größten Anstrengungen nicht gelungen, das Geld zur Wiederaufrichtung der Leipziger Bank zusammenzubringen, obwohl sie alle Register der niedrigsten politischen Leidenschaften gezogen haben. Und nicht minder bezeichnend für die Geschäftslage ist, daß die Rhederei Vereinigter Schiffer in Breslau dem Konkurs nicht entgehen konnte. Die am Schicksal dieser Firma interessirten Großen sehen eben ein, daß sie das kleine Publikum im Stich lassen würde und daß sie gezwungen seien, wenigstens da, wo es irgend angeht, endgiltig reinen Tisch zu machen. Wo ist ferner das Massenpublikum, das sich drängte, die Werthe der sanirten Hypothekenbanken zu kaufen? Die Lage der Preussischen Hypothekenbank ist noch zu wenig geklärt, als daß sich das Publikum um ihre Aktien oder Certifikate reihen könnte. Die Neue Bodengesellschaft, die als Leichenstein auf der Stelle errichtet worden ist, wo die Deutsche Grundschuldbank seligen Andenkens begraben liegt, scheint beim Publikum auch nicht in hoher Gunst zu stehen, denn ihre Werthe gehen unaufhaltsam zurück. Und hier handelt es sich doch immerhin noch um Sanirungen, die wenigstens halbwegs günstig durchgeführt worden sind. Anders sieht die Sache in Mecklenburg aus, wo man gerade dabei ist, sich an die Taschen der armen Obligationäre zu machen. Die Art, wie man in Mecklenburg-Strelitz die Hypothekenbank zu saniren gedenkt, dürfte in der Wirtschaftsgeschichte so ziemlich beispiellos sein. Auf zwei Drittel der Zinserträge müssen die Obligationäre verzichten. Dafür werden sie mit der Aussicht auf eine spätere Nachzahlung vertröstet. Eine schöne Aussicht. Aber den Obligationären geht es wie weiland Moses, da er auf den Berg geführt wurde, von dessen Gipfel er das Gelobte Land schauen sollte; er wußte, niemals werde sein Fuß es betreten. Obendrein ist für die Obotritenbank eine Bestimmung erlassen worden, die gerade die kleinen Obligationäre zur Erbitterung aufreizen muß. Das einfachste und natürlichste Mittel, die Nachzahlung zu regeln und zu sichern, wäre die Bestimmung gewesen: bei der jeweiligen Zinszahlung werden die Coupons abgestempelt den Obligationären zurückgegeben und bei der eventuellen späteren Nachzahlung legitimirt der Coupon den Inhaber. Statt so zu verfahren, hat man aber bestimmt, das Recht der Nachzahlung hafte am Stück. Das heißt: ein Recht auf Nachzahlung hat nur Der, in dessen augenblicklichem Besitz ein Stück ist. Muß also irgend ein kleiner Obligationär heute oder in nächster Zeit — natürlich mit erheblichem Kursverlust — seine Obligationen verkaufen, so verliert er damit jedes Recht auf Nachzahlung. Die Folge dieser eigenthümlichen Methode wird sein, daß eingeweihte Kreise, die, wenn es so weit ist, den Beschluß der Nachzahlung vorauswissen, große Posten von Obligationen aufkaufen und die Nachzahlungen abheben werden.

Es ist klar, daß solche Sanirungsmethode auf die Bewerthung aller sanirten Banken zurückwirken muß. Ich staune über die naive Kühnheit der Leiter der Commerzbank, die beschlossen, nicht zu liquidiren, auch keine Fusion mit einem anderen Institut anzustreben, sondern ihre Bank selbständig zu reorganisiren. Glauben sie wirklich, heutzutage Käufer für diese reorganisirten Werthe finden zu können, dann ist ihr Optimismus beneidenswert; freilich würde ein gar nicht sozialistisch verfaßter deutscher Philosoph ihn wohl rachslos nennen. Plutus.